Gedichte

von

Dr. Carl Bernhard Trinius.

Mit der Biographie des Verfassers nach seinem Tode herausgegeben

von

zweien seiner Freunde.

Berlin, 1848.
Verlag von G. Reimer.

Gedichte

von

Dr. Carl Bernhard Trinius.

Mit der Biographie des Verfaſſers nach ſeinem Tode herausgegeben

von

zweien ſeiner Freunde.

Berlin, 1848.
Verlag von G. Reimer.

Inhalt.

Biographie. . . . . S. 1—38

I. Gedichte ſpäterer Periode vom Jahre 1820 an, von denen jedoch die Zeit ihres Entſtehens nicht genau ermittelt werden konnte.

Meine Muſe. . . . . S. 41
Feuers Gedanken. . . . . — 43
Der Ahorn. . . . . — 45
Von Weitem her. . . . . — 47
Das Meer. . . . . — 48
Der Sonntag am Meer. . . . . — 50
Das Fiſchermädchen. . . . . — 51
Das Röhrel. . . . . — 53
Die Mythe von der Cypreſſe. . . . . — 56
Das neue Haus. . . . . — 58
Die Käfer. . . . . — 60
Müſſen und Wollen. . . . . — 61
Prospero. . . . . — 62
Silberblick. . . . . — 63
Geduld. . . . . — 64
Die Thurmuhr. . . . . — 66
Die Nacht. . . . . — 70
Die Nachtigall. . . . . — 72

Zu ſpat. . . . . Seite 73
An Fr. Rückert. . . . . — 75
Abendlied, von Fr. Rückert. . . . . — 77
Meine Sonne. . . . . — 79
Die Bergmannsleiche. . . . . — 81
Der Vergeſsalte. . . . . — 83
Pyrrha und Deucalion. . . . . — 88
Orpheus und Euridice. . . . . — 91
Ogygia. . . . . — 97
Der Norfalls Thurm. . . . . — 105
Liebesandacht. . . . . — 111
Die Liebe. . . . . — 112
Die ſieben Wochentage. . . . . — 113
Der Sänger. . . . . — 116
Die heimathloſen Sänger. . . . . — 117
Der Schatten. . . . . — 118
Der Kobolt. . . . . — 120
Der Dichter in Schuhen. . . . . — 123
Die Roſe und der Gärtner. . . . . — 124
Die Roſe. . . . . — 126
Dulcamara. . . . . — 128
Das Himmelsſchlüſſelchen. . . . . — 130
Pulſatille. . . . . — 132
Das Schneeglöckchen. . . . . — 134
Die Zeitloſe. . . . . — 136
Anemone. . . . . — 137
Der Nachtwächter-Ruf. . . . . — 143

II. Gedichte früherer Periode, in chronologiſcher Folge.

Am Sprudel in Carlsbad. 1794. . . . . — 144
Hymne. 1796. . . . . — 146
An die Geliebte. 1797. . . . . — 148

Die Treue. 1798. . . . . Seite 149
Der Mutter Ruf. 1798. . . . . — 151
An Johanna. 1799. . . . . — 154
An meine Flasche. 1799. . . . . — 155
An meinen Oheim Dr. C. Hahnemann. 1800. — 157
Kraft und Wille. 1802. . . . . — 159
An die Vergessenheit. 1802. . . . . — 161
Subjectivität. 1803. . . . . — 164
Gebet der Verzweiflung eines Kranken. 1803. . — 165
Rückblick zum Arctur. 1803. . . . . — 167
An Herrn von Mirbach. 1804. . . . . — 168
Mein Wunsch. 1804. . . . . — 170
Hochzeitslied. 1804. . . . . — 172
An meine Pfeife. 1805. . . . . — 175
Die Teichnixe. 1805. . . . . — 177
Die Laube. 1806. . . . . — 180
Amalie. 1807. . . . . — 184
Cäsar Alexander. 1807. . . . . — 186
Erinnerung. 1807. . . . . — 187
Der Geburtstag. 1807. . . . . — 189
Die Rose. 1807. . . . . — 190
An die Rose. 1807. . . . . — 192
Echo. 1807. . . . . — 194
Im December 1807. . . . . — 196
Die Leiden in Gethsemane. 1808. . . . . — 197
Zum Geburtstage Ihrer K. H. der Frau Herzogin Antoinette von Würtemberg. 1808. . . . — 200
Deutsches Vaterlandslied. 1809. . . . . — 201
Donica. 1809. . . . . — 204
An Fräulein D. v. S. 1809. . . . . — 209
Bittschrift, der Jagdhunde wegen. 1809. . . . — 210
Die Flüßchen. 1809. . . . . — 212
Epistel an einen Arzt. 1809. . . . . — 214

Charade. 1809. . . . . Seite 220
Phantaſieen. 1810. . . . . — 221
Zum Geburtstage der Frau von St. 1810. . . — 223
An Alexandra. 1810. . . . . — 225
An Alexandra. 1810. . . . . — 226
Der Bach. 1810. . . . . — 227
Der Peipusſee. 1810. . . . . — 229
Die Wachtel. 1810. . . . . — 232
Zum zehnjährigen Hochzeitstage des Herrn v. F. 1810. — 235
Heimweh. 1811. . . . . — 239
Zum Geburtstage Ihrer K. H. der Frau Herzogin Antoinette von Würtemberg. 1811. . . . — 240
Gletſcher Inſel. 1812. . . . . — 241
An die Blumen. 1812. . . . . — 243
Staarmätzchen. 1812. . . . . — 245
An Julchen von R. 1812. . . . . — 249
Epigramme. 1812. . . . . — 251
Sehnſucht in die Ferne. 1813. . . . . — 252
Flora. 1814. . . . . — 253
Morgen-Epiſtel. 1819. . . . . — 255
Am Heufeſte. 1820. . . . . — 258
Bei einem Regen. 1820. . . . . — 260
An Frau von St. mit einem Fächer. 1820. . . — 261
Am Krönungsfeſte Sr. Majeſtät des Kaiſers Nicolaus I. 1826. . . . . — 263
An Adelbert von Chamiſſo. 1835. . . . . — 267
An die Gänſe. 1836. . . . . — 271

Carl Bernhard Trinius*)

am $\frac{24. \text{ Februar}}{6. \text{ März}}$ 1778 zu Eisleben in Sachsen geboren, war der Sohn des Predigers Anton Bernhard Trinius und dessen Ehefrau, Charlotte, geborenen Hahnemann, einer Schwester des Stifters der Homöopathie. Kaum fünf Jahr alt, verlor er seinen Vater; seine Mutter, eine ausgezeichnete Frau, heirathete später den General-Superintendenten Dr. Müller in Eisleben, und ist im Jahre 1812 in Curland gestorben, wo sie im Kreise der Fürstlich-Liwenschen Familie mehrere Jahre geliebt und geachtet verlebt hatte.

Carl Bernhard Trinius erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasio illustri zu Eisleben, von dem er, 18 Jahr alt, im Jahre 1796, mit dem Zeugniß der Reife schied. Letzteres ist für die Persönlichkeit, den Geist und die Richtung

---

*) Kaiserlich Russischer Staatsrath, Leibarzt und ordentliches Mitglied der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Ritter mehrerer Orden, verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglied.

des Jünglings so bezeichnend, daß wir es uns nicht versagen mögen, folgende Zeilen daraus zu entnehmen: Nihil erat jucundius praeceptori, quam in isto literario cursu, quem omnibus proposuisset, reliquos, quantum vellet, tendentes, hunc praecurrentem videre. Igitur quod, quamvis saepe optent, raro tamen scholarum magistris contingit, ut habeant aliquem, cujus studio non solum reliqui discipuli excitentur, sed in cujus suavitate ipsi etiam recreantes se acquiescant, id in Trinio nostro donatum nobis fuisse cum dulci praeteritae delectationis recordatione, simul futurum ejusdem desiderium praesentientes testamur.

Der werdende Dichter sprach sich, bei der Entlassung aus dem Gymnasio, in einer Hymne aus, die wir als ersten Versuch in dieser Art, in nachstehende Gedichte aufgenommen haben. Ein bestimmtes Ziel seines Strebens war ihm schon klar geworden.

In selbigem Jahre widmete er sich dem Studium der Heilkunde auf der Universität zu Jena, später in Halle und Leipzig. Um diese Zeit veranlaßte ihn eine ziemlich langwierige Nerven-Krankheit die Hülfe seines Oheims Dr. Hahnemann in Bückeburg in Anspruch zu nehmen. Nach seiner Genesung bezog er die Universität Göttingen, wo er, noch als Student, Mitglied der dort bestehenden physicalischen Gesellschaft, und im Jahre 1802 zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt wurde. — In Halle hatte Professor Batsch zuerst die Neigung zum Studium der Botanik in ihm geweckt. — In Berlin bestand er 1803 die Staats-

prüfung, und wollte ſich in Weſtphalen niederlaſſen, wohin Hufeland ihn zu empfehlen beabſichtigte. Eine Verwechſelung der Adreſſe dieſer Empfehlung mit einer anderen nach Curland, entſchied die Richtung ſeines Lebensweges. Nachdem er im Jahre 1804 ein nochmaliges Examen an der Univerſität zu Dorpat beſtanden hatte, ward er Arzt des Kammerherrn von Kaiſerling zu Gawesen in Curland, und verheirathete ſich in deſſen Hauſe mit Fräulein Joſephe Borikovsky, die als Wittwe nebſt ihren beiden verheiratheten Töchtern noch am Leben iſt.

Später wählte Trinius die Stadt Haſenpoth in Curland zum bleibenden Aufenthalt, wo ſein Andenken als beliebter und geachteter practiſcher Arzt auch noch nicht erloſchen iſt. Dort ſchmückte ſein Leben die Freundſchaft mit einigen begabten Männern, beſonders des originellen Freiherrn U. von Schlippenbach, der ſich als Dichter einigen Ruf in den Oſtſeeprovinzen Rußlands erwarb, und des als Schriftſteller rühmlich bekannten Herrn von Mirbach.

Im Jahre 1808 wurde Trinius in den Dienſt J. K. H. der Frau Herzoginn Antoinette von Würtemberg, geborenen Princeſſin von Sachſen-Coburg-Saalfeld berufen, und blieb Arzt dieſer durch Anmuth und Seelenadel gleich ausgezeichneten Fürſtinn, unausgeſetzt bis zu Deren Tode im Jahre 1824. — Viele Reiſen, welche er während dieſer 16 Jahre mit ſeiner Herrinn in Rußland und Deutſchland machte, brachten ihn in vielfache Berührung mit ausgezeichneten Männern, was ihn als Naturforſcher und auch in andern

Richtungen förderte *) Dagegen trennten ihn jene Reisen, mit denen ein häufig wechselnder Aufenthalt verbunden war, fast unausgesetzt von seiner Familie.

Vier Jahre lang, von 1811 bis zu Ende 1815, verlebte Trinius in St. Petersburg, wo sich damals J. K. H. die Frau Herzoginn von Würtemberg aufhielt, und in dieser Periode wurde er als viel beschäftigter practischer Arzt in einem weiten Kreise bekannt. Damals erschienen auch seine ersten botanischen Arbeiten, zu denen sein emsiger Fleiß stets die nöthige Zeit fand. — Ein Kreis interessanter Männer, der sich in jener vielbewegten Zeit um Ernst Moritz Arndt (während dessen Anwesenheit in St. Petersburg, im Gefolge des Herzogs von Oldenburg und des Freiherrn von Stein) und Andere bildete, gewährte ihm die freudigste Erholung. Trinius blieb seitdem mehrere Jahre lang in Briefwechsel mit dem edlen Arndt, und stets erinnerte er sich jener Zeit als einer vielfach bildenden und anregenden, der genußreichsten seines Lebens.

Vom Jahre 1816 bis 1822 lebte Trinius mit einigen Unterbrechungen in Witebsk, fortwährend im Dienste der Herzoglich Würtembergischen Familie, seinem ärztlichen Berufe, den Wissenschaften und den Musen. — „Hier in „Witebsk (schrieb er) war die höchste Blüthezeit meines Lei-

*) Einer Erinnerung seiner Anwesenheit in Berlin, aus längst vergangener Zeit, verdanken wir das höchst freundliche Entgegenkommen des Herrn Verlegers dieses Buches.

Die Herausgeber.

„bes und meines Geiſtes, hier habe ich meine Fundamenta „agristographiae und meine beſten Gedichte geſchrieben.“

Im Jahre 1822 kehrte er nach St. Petersburg zurück und wurde 1823 zum ordentlichen Mitgliede der Kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften für das Fach der Botanik ernannt, eine Stelle, die ſeit Rudolphs Tode unbeſetzt geblieben war, und nun begann ſeine mit Recht gerühmte Thätigkeit an dieſer höchſten wiſſenſchaftlichen Anſtalt Rußlands. Was er, als Botaniker und als Gründer des botaniſchen Muſeums, an derſelben geleiſtet hat, wird einer ſeiner Freunde und Mitarbeiter, Herr Dr. Ruprecht, näher erörtern.

Im Jahre 1824, wenige Tage nach dem Tode der edlen Herzoginn von Würtemberg, belohnte der Kaiſer Alexander die langjährigen treuen Dienſte ihres Arztes. — Trinius ward zum Kaiſerlichen Leibarzt ernannt und trat als ſolcher in den Dienſt J. K. H. der Frau Großfürſtinn Helena Pawlowna, wobei er jedoch, nach wie vor, Arzt in der Herzoglich Würtembergiſchen Familie blieb. — St. Petersburg wurde nun ſein feſter Wohnſitz, und die neuen günſtigen Verhältniſſe erlaubten ihm von nun an mit ſeiner Familie vereint zu leben.

Im Jahre 1829 erhielt Trinius die Aufforderung, Lehrer Sr. Kaiſerl. Hoheit des Thronfolgers von Rußland für Naturwiſſenſchaften zu werden. Vier Jahre lang widmete er ſich mit ganzer Seele dieſer ehrenvollen Pflicht und ſchrieb für ſeinen Hohen Zuhörer ein Werk, unter dem Ti-

tel: „Zur Erinnerung an unsere Unterhaltungen über all-„gemeine Naturgeschichte in den Jahren 1829—1830.“ Es ist in wenigen Exemplaren gedruckt worden und nicht in den Buchhandel gekommen. Später schied Trinius aus seinem Verhältniß als Kaiserlicher Leibarzt, behielt aber seinen Gehalt als lebenslängliche Pension.

Die Kaiserliche Academie der Wissenschaften ertheilte ihm im Jahre 1836 den Auftrag: die wichtigsten botanischen Sammlungen des Auslandes zu besuchen, und er führte denselben mit bedeutendem Erfolge für die Wissenschaft und für das Museum der Kaiserl. Academie, in Berlin, Leipzig, Halle, Göttingen, Dresden, Prag, Breslau, Wien, Stuttgart und München aus. In letzterer Stadt ward er im März 1837 von einem Schlagfluß betroffen, der sich im folgenden Monate zu Dresden wiederholte. Im Mai 1838 kehrte er in Begleitung eines nahen Verwandten nach St. Petersburg zurück, und starb daselbst am $\frac{\text{29. Februar}}{\text{12. März}}$ 1844 in den Armen der Seinigen.

Trinius litt eine lange Reihe von Jahren an Schlaflosigkeit, eine für ihn höchst quälende Krankheit, der kein Mittel auf die Dauer abzuhelfen vermochte. Ihr erster Grund möchte, neben organischer Prädisposition, in der Zeit zu suchen seyn, wo er, als viel beschäftigter Arzt in Petersburg, die Nächte benutzte, um seinen Studien, besonders den botanischen, obzuliegen; später erlitt er häufige Anfälle anomaler Gicht, die nicht selten eine dauernde Affection des

Rückenmarkes befürchten ließen. Er beabsichtigte in einem milden Clima, Linderung, wo möglich Heilung seiner Krankheit zu suchen, als ihm im Jahre 1836 der Auftrag der Kaiserl. Academie den Weg zuvörderst nach Deutschland anwies. Der Eifer, mit welchem er diesem Auftrage nachkam, ließ ihn wenig oder gar nicht an Wiederherstellung seiner Gesundheit denken, und so befiel ihn denn ein Schlagfluß in München, und bald darauf ein zweiter in Dresden, der zwar keine Lähmung der äußern Gliedmaßen zur Folge hatte, aber wohl seine geistigen Kräfte, besonders sein Gedächtniß, in bedeutendem Grade, schwächte. Diese Abnahme seiner intellectuellen Fähigkeiten ertrug er schwerer, als die fortdauernde Schlaflosigkeit und öftere Gichtanfälle; aber wenn man auch, besonders in den zwei letzten Lebensjahren, von seinem reich begabten Geiste, im Vergleich zu früher, nur noch eine Ruine gewahrte, so blieben doch Vernunft und Verstand (Vernehmen und Verstehen) ihm treu, und nie hat ihn Irrwahn befallen. Nach schweren Leiden endete er an allgemeiner Wassersucht.

E. M. Arndt sagt in seinem Werke: Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben, 1847, Seite 305 des zweiten Bandes „Diesem Mannsfelder (Trinius), der auch ein Mann „von kühnem und schönen äußeren Gepräge war, hatte Gott „den Lebensbecher vollgeschenkt mit Geist und Liebe, so voll, „daß er oft überschäumte. Unser Briefwechsel ist seit 1818 „unterbrochen werden, nimmer unsere Liebe. — Der Becher „dieses liebenswürdigen und vollen Menschen, der den

„vollſten Menſchen ſuchte und ſich danach ſehnte, hat doch „zuletzt zu ſehr übergeſchäumt — ich weiß nicht durch welche „äußere oder innere Schickſale — und er hat einige Jahre „vor ſeinem Tode in einem Irrenhauſe gelebt.“

Wir wiſſen nicht, wer dem edlen Arndt dieſe ſo ganz falſche Nachricht von ſeinem „theuren Rannsfelder“ gebracht haben mag; aber Alle die Trinius in Petersburg kannten, und deren ſind Viele geweſen, Alle wiſſen, wie wir, daß er nie wahnſinnig und nie im Irrenhauſe war.

Zum Theil ſehr treffend und wahr, iſt Triniús in dem Necrologe geſchildert, welcher dem Compte rendu de l'Académie Imp. des sciences de St. Petersbourg pour l'année 1844 entnommen, in der St. Petersburgiſchen Deutſchen Academiſchen Zeitung 1845, Nr. 70. erſchien. „Alle die„jenigen (heißt es in demſelben), welche Trinius vor ſei„ner langen Krankheit gekannt haben, ſtimmen in ihrem Ur„theile über ihn darin überein, daß er zu der kleinen Zahl „jener auserleſenen Menſchen gehört habe, die durch eine „eigenthümliche Gewandtheit und feine Bildung ihres Gei„ſtes, durch die Eigenſchaften ihres Herzens und durch eine „lebhafte und glänzende Phantaſie, die Seele der Geſellſchaft „werden, in welcher ſie leben, und gleich bei der erſten Be„kanntſchaft, ohne den Anſchein, es zu wollen, die Zuneigung „Aller, die ſich ihnen nähern, erwerben. Bei ſeiner lebhaf„ten und glücklichen Auffaſſungsgabe wurde es ihm leicht,

„theils durch den Umgang mit gelehrten und geiſtreichen „Männern, theils durch eine gewählte Lectüre, neben ſeiner „ſpeciellen Fachwiſſenſchaft ſich noch eine Menge der verſchie„denartigſten Kenntniſſe anzueignen.“

Alle, die Trinius kannten, werden ihn mit uns in dieſer Schilderung erkennen. Wir erinnern nur noch an das Wohlwollen, mit dem er Jedem entgegenkam, an die herzliche Freundſchaft, die er ſeinen Freunden ſtets bewahrte, — daß ihm eitle Ruhmſucht fremd und alle literäriſche Zänkerei verhaßt waren.

Einige andere Ausſtellungen in jenem Necrologe müſſen wir aber entſchieden zurückweiſen. — Bei der Energie ſeines Geiſtes, ſeiner lebhaften und glücklichen Auffaſſungsgabe, ſeinem unermüdlichen Fleiße und überaus treuen Gedächtniſſe, konnten die verſchiedenen geiſtigen Beſtrebungen ſeiner Zeit nicht unbeachtet an ihm vorübergehen, ihn nicht blos oberflächlich berühren; immer aber waren es bei weitem vorzugsweiſe die Naturwiſſenſchaften, die ihn in Anſpruch nahmen. —

„Die deutſche Naturphiloſophie“ *), die viele ausgezeichnete Köpfe zu ihrer Zeit bewegte, beſchäftigte auch ihn, „die Spontaneität in der Bewegung der Molecülen“ mag er als Phyſiolog beachtet haben, ſo auch den thieriſchen Magnetismus, daß er aber jemals „ein Bekenner des letzte„ren in ſeinen ſeltſamſten Glaubensartikeln geweſen ſey,“ iſt

*) Die in dieſer Biographie mit Anführungszeichen „—“ bezeichneten Stellen ſind dem angeführten Necrolog entnommen.

falsch; er war im Gegentheil ein Gegner dieser Seltsamkeiten. — Es können wohl manche Gespräche, die Trinius geführt, die Veranlassung des irrigen Urtheils über ihn in jenem Necrolog gewesen seyn, als habe „das verschiedenartige Wissen in ihm, ohne gerade gründlich zu seyn, häufig eine ganz besondere, um nicht zu sagen, paradoxe Richtung genommen, was der Originalität seines Geistes und der außerordentlichen Beweglichkeit seiner dichterischen Einbildungskraft zuzuschreiben war; daher habe jedes neue wissenschaftliche System, jede neue Entdeckung auf ihn eine unwiderstehliche Gewalt ausgeübt und ihn gefesselt, ohne daß er es selbst wußte. Positiv und eclectisch war er nur in seinen Untersuchungen über die Gramineen."

Ein Eclectiker, der sich an das hält, was ihm der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint, auch seine eigenen Principien aufstellt, war Trinius allerdings, dabei gewiß auch positiv, weil sein von ihm selbst geschaffenes System auf genaue eigene Untersuchungen fußte. — In seinen Gesprächen über wissenschaftliche, besonders Naturforschung betreffende Gegenstände, denen er sich so gern hingab, umfaßte sein lebhafter Geist, sein klarer Verstand und sein vielseitiges Wissen solche Gegenstände in weitem Umfange, setzte das Für und Wider neben einander, und vertheidigte nicht selten Ansichten, die er selbst nicht für richtig hielt, oder über die er sich durch Austausch der Ideen erst eine Meinung bilden wollte. So mochte Trinius, in seinen Gesprächen, bisweilen als Anhänger eines neuen wissenschaftlichen Systems,

einer neuen Entdeckung, erſcheinen, weil man glaubte: er müſſe ſich vielfach damit beſchäftigt und ſich demſelben hingegeben haben, was keineswegs der Fall war. — Trinius hat über „Naturphiloſophie, Spontaneität in der Bewegung der Mo„lecülen und thieriſchen Magnetismus" weder docirt noch geſchrieben. Nur über das, was öffentlich geworden, ſteht die Kritik frei, und ſomit müſſen wir dieſen Theil der Beurtheilung als unberufen und unrichtig zurückweiſen.

Anders verhielt es ſich mit der Homöopathie. Trinius war Arzt und während längerer Zeit ein vom Publico und vielen ſeiner Collegen ſehr geachteter Arzt. Obgleich er in der Behandlung ſeiner Kranken keine Mühe ſcheute und ihnen ſtets die freundlichſte Theilnahme bewies, ſo intereſſirte ihn doch die mediciniſche Praxis wenig. Die Uebergangsperiode, in der ſich die Arzeneikunde in mancher Hinſicht ſchon im zweiten und dritten Decennio dieſes Jahrhunderts befand, hatte ihn beſonders in phyſiologiſcher Hinſicht intereſſirt. Gegen das Jahr 1830 zog ſich Trinius von der mediciniſchen Praxis zurück, und damals beſchäftigte ihn die Homöopathie, die Lehre ſeines Oheims, mit dem er in Briefwechſel trat; auch folgte er in nicht wenigen Verſuchen derſelben am Krankenbette. Er räumte ihr eine Zukunft ein; wie er ſie betrachtete, gehört nicht hieher. — Daß er dagegen der Allopathie ihren Werth nicht abgeſprochen, beweiſt der Umſtand, daß er einige Glieder ſeiner Familie und ſich ſelbſt lange Zeit von einem allopathiſchen Arzt behandeln ließ.

Um das Jahr 1829 wendeten ſich ſeine Studien, neben der Botanik, mehr der allgemeinen Naturgeſchichte zu, als dieß früher geſchehen. Im Jahre 1832 ſchrieb er für S. K. H. den Großfürſten Thronfolger das oben genannte Werk: zur Erinnerung an unſere Unterhaltungen über allgemeine Naturgeſchichte. Sollte dieſes Buch durch eine neue Auflage einſt dem Publico zugänglich werden, ſo würde daſſelbe gewiß ein lautes Zeugniß für die Tüchtigkeit und ſeltene Durchbildung des Verfaſſers ablegen. Kaum möchte es möglich ſeyn, treuer in den engen Grenzen populärer Darſtellung einer ſolchen Wiſſenſchaft ſich zu halten, ohne daß ihre mächtigſten Ideen und großartigſten Reſultate im Mindeſten in dieſen Feſſeln verkrüppelten. Indem der Verfaſſer die Naturgeſchichte in dem eigentlichſten Sinne ihrer Wortbedeutung auffaßt, d. h. „als Darſtellung und Erwägung alles in der Natur Geſchehenen," entlockt er dem Kreiſe alltäglicher Erfahrungen und gewöhnlicher Beobachtungen jene Fäden der Naturgeſetze, von denen der Leſer bewundernd das ganze Weltall umſponnen ſieht. — Aus jenem kärglichen Material der Erfahrung, das die Natur ſelbſt dem noch ungebildeten Menſchen aufdrängt, ſehen wir in kurzen und klaren Zügen den Rieſenbau der Weltordnung emporſteigen. Die innere Nothwendigkeit, der Zuſammenhang, die Geſetzlichkeit, die das ganze große All der Natur harmoniſch durchklingen, thun ſich dem Schüler als Wahrheit und heilige Gewißheit auf, ohne daß ermüdende Einzelnheiten oder pedantiſche Beſchreibungen ſein Gedächtniß vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen, und den friſchen Sinn ihm dadurch abgeſpannt haben.

Die Sprache in diesem Werke ist durchweg bündig, klar und graziös, nirgend das leichte Verständniß durch schwerfällige Formen gehindert. Wir sehen aus diesem Werke, daß der Verfasser völlig Herr und Meister der Form ist, weil ihm sein Gegenstand und er sich selbst in demselben völlig klar geworden war. Der Mann von Fach, der dasselbe lesen möchte, wird unserer Ueberzeugung nach wohl erkennen, daß der Verfasser nicht blos „durch Umgang mit gelehrten und „geistreichen Männern und eine gewählte Lectüre sich noch „eine Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse angeeignet „hatte," sondern daß er durch Studium Naturforscher im weiteren Sinne des Wortes war. Auch beschäftigte ihn ein größeres Werk über allgemeine Naturgeschichte, wozu sich Vorarbeiten in seinem Nachlasse vorfinden. Das Jahr 1836 unterbrach diese Thätigkeit und sie sind Fragmente geblieben.

Wir haben hiemit das Bild unseres Freundes als Mensch, Arzt und Naturforscher so gezeichnet, wie es uns während einer langen Reihe von Jahren erschienen ist. Es könnte scheinen, als wollten wir für ihn das Prädicat der Vollkommenheit in Anspruch nehmen; dieß wollen wir aber keines Weges. Wo Licht ist, ist auch Schatten, — der Kraft hängt auch die Schwäche an, und — „es irrt der Mensch, so lange er strebt."

Wenn wir nun schließlich versuchen, Trinius als Dichter näher zu schildern, so unterziehen wir uns dieser Aufgabe mit einiger Scheu, da wir ein Feld betreten, dessen

Blumen und Früchte uns wohl durch Gefühl und Verständniß zugänglich sind, auf dem uns aber Fähigkeit zum eigenen Schaffen nicht vergönnt wurde.

Wir kennen nur eine Beurtheilung, die in den Geist von Trinius' Gedichten, so weit sie dem Recensenten vorlagen, eingedrungen ist — wo Vorzüge und Mängel mit gerechter Waage gemessen sind. Diese Beurtheilung betraf die dramatischen Ausstellungen des Dichters, Berlin, bei G. Reimer, 1820. Sie erschien, verfaßt von Willibald Alexis (W. Häring) im 19. Bande der Wiener Jahrbücher für Literatur, 1822. Wenn wir in Nachstehendem uns wiederholt auf diese Recension beziehen, so geschieht es mit der Anerkennung, die wir dem Urtheil des ebenbürtigen Beurtheilers zollen müssen.

Aus des Verfassers handschriftlicher: „Sammlung meiner poetischen Arbeiten, seit meiner Kindheit bis zum Jahre „1815" entnehmen wir aus der ersten Seite Folgendes:

„Will's Gott, daß dieser Wunsch
„Mir mag von Herzen gehen
„Und daß für Sie, Herr Kauz *),
„Mag niemand herumgehen."

„Dieses Verschen ist, so viel ich weiß, das Cotyledonen„blättchen meiner nachherigen Poesie, und ist im Jahre 1784 „oder 1785 gemacht, als ich 6 oder 7 Jahr alt war. Lei„der sind mir die nicht wenigen auf der Schule bis zu mei-

*) Der Leichenbitter in Eisleben.

„nen Univerſitätsjahren (1796) verfertigten Lieder verloren „gegangen."

In Trinius erwachte ſchon in früher Jugend der Dichtergeiſt; wir finden Gedichte von ihm aus der Schulzeit in Eisleben (ſ. am Sprudel in Karlsbad, 1794, und die Hymne, geſprochen beim Actus des Abſchiedes vom Gymnaſium illustre zu Eisleben, 1796) und ſeine Lieder, in denen er die Eindrücke der Natur, ſeine Freuden und Schmerzen ausſprach, wurden „die Blumen ſeines Lebens." — Die Beobachtung der Natur, zu der er ſich ſo früh hingezogen fühlte, und die bald in ihm Naturforſchung wurde, ließ ſeine rege Phantaſie mit beſonderer Luſt ihren geheimſten Stimmen horchen. Aus dieſer Richtung ſeines Dichtergeiſtes möchte ſich manches Dunkele in ſeinen Liedern erklären. Der tiefe Sinn, in dem ſich ihm die Natur darſtellte, die tiefe Bedeutung, die er in ihren Gebilden erblickte, geſtaltete ſich allerdings in dem Spiegel ſeiner Gefühle oft auf beſondere Weiſe, auch gelang ihm die Verſinnlichung einer Idee durch die Dichtung nicht immer ſo, daß ſie jedem Leſer klar wurde, ſondern nur dem, deſſen geiſtige Richtung eine ihm ähnliche war. — Hätte unſerem Trinius ein Freund zur Seite geſtanden, den er, wie Chamiſſo ſeinen Hitzig, ſobald ein Gedicht zu Stande gekommen, fragen konnte: „kommt's heraus?" ſo würde manches anders erſchienen ſeyn. —

W. Alexis ſagt in ſeiner Recenſion: „der Geiſt des „Poeten war reif geworden, aber die Form iſt noch in ih-

„rer Kindheit, denn nur durch Uebung, d. h. nur durch „vielfältiges Selbſtſchaffen wird dieſe ausgebildet.“ Uns ſcheint ein Theil der dramatiſchen Ausſtellungen, auf die ſich dieſes bezieht, aus einzelnen keines Weges formloſen Gedichten zu beſtehen, die der Verfaſſer in ein umfaſſendes Ganze zuſammenſtellte, das allerdings formlos genannt werden muß, daher die tiefe Idee, welche es umfaſſen ſollte, ſich nur er, rathen läßt; dieß gilt namentlich von der Theeſtunde, weniger von der Woche am Meere. Oft ſprach er aus, was auch in ihm nur Ahndung blieb, und wenn dieß Tadel verdiente, ſo müßte ſolcher viele gefeierte Dichter treffen, die an verhangenen Altären opferten.

Dieſe dramatiſchen Ausſtellungen, bei denen W. Alexis, und wir geſtehen es, mit Recht jene Mängel rügt, dagegen auch ihren Werth hervorhebt, waren das erſte Werk, mit dem Trinius als Dichter auftrat; früher waren nur vereinzelte Gedichte von ihm in der Kuronia, im Morgenblatte und in Muſenalmanachen erſchienen, wohl gern geleſen, aber bald vergeſſen worden. Die dramatiſchen Ausſtellungen wurden meiſt ungünſtig beurtheilt; ſie haben auch unter vielen uns bekannten Leſern ein ſehr verſchiedenes Schickſal gehabt, indem ſie von Einigen enthuſiaſtiſch gelobt und in treuem Andenken behalten, von Andern gleichgültig zur Seite gelegt wurden. Später veröffentlichte Trinius wohl nur ſelten ein einzelnes Gedicht, aber viele ſeiner beſſeren Lieder aus ſpäterer Zeit (nach 1820), fanden ſich in ſeinem Nachlaſſe. In ihnen tritt wohl Form und Klarheit der Idee in reiferer

Schöpfung hervor, wenn auch in Schwung und Wohllaut des Versbaues viele ältere ihnen nicht nachstehen. — In vielen erkennt man, daß sie momentanen Eindrücken ihr Daseyn verdankten. Die Leidenschaft drängte, der Moment riß den Dichter hin; seinem überschäumenden Inneren entströmte das Lied. Aber jene Fülle heiliger Ahndung, die in seiner Dichterbrust aufging, jene Welt von Gefühlen und unmittelbaren Anschauungen, — sie floß nicht selten zu rasch in seine Feder über, ohne vorher gesichtet, ohne zur Objectivität geläutert zu seyn. — Dieser besonderen Richtung als Dichter war Trinius sich übrigens vollkommen bewußt, so wie er auch deren Erfolge kannte. Schon im Jahre 1803 sprach er sich in dem Gedichte: Subjectivität, dann 1817 in seinen Tagebüchern, und endlich in dem Gedichte: an Adelbert von Chamisso darüber aus. Wir lassen einige der betreffenden Stellen folgen:

„Willst du hervor aus deiner Enge streben,
„So wand'le still dein zielbegrenztes Leben
„In seinen Farben wird die Form sich malen; —
„Doch wisse nichts als deines Geistes Streben,
„Wie du erscheinst, wird deine Welt dir sagen,
„Und dein Symbol kannst du bei ihr erfragen.

(Subjectivität. 1803.)

„Ist irgend wo ein hervorspringendes Merkmal meines „Unterschiedes von andern Dichtern, so ist's meine natür„liche Unempfindlichkeit für sogenannte Werke der Kunst. „Ich lobe sie, aber sie nehmen das Unsterbliche in mir nicht „in Anspruch, es sey denn, daß sie poetisch, rein poetisch,

„ſind. Ich weiß gar wohl, daß das ſcheinbar Gemeinſte ein „Ton iſt in der Weltharmonie, aber ſo will ich's auch nur „im Zuſammenklange achten, für ſich iſt's ein Elementchen. „Eine Hütte mit Bequemlichkeit und ein Pallaſt mit hohen „Verhältniſſen, zeigt mir das Beſſere beider, ja! zeigt mir „das Schönere! — denn zeigt mir erſt das Schönere der „Roſe vor dem Mooskörpfchen! Beides iſt Blume, jedes für „ſich iſt ganz. Ich kann ein Vollſtändiges nur in ſeinem „Bezuge zu dem Geiſte betrachten, der es bewohnt und be„wohnen ſoll. Es iſt gut, wenn es ihm dient; ſchön, wenn „es wieder Geiſt einer guten Form wird, bedient von „ihr, (und dieſer Form ſoll wieder das Kleid dienen, dieſem „Kleide die Farbe und ſo fort.)"

Ueber Goethe ſagt Trinius in ſeinem Tagebuche vom 31. December 1817: „Ueberall iſt die Kunſt das, was ihn „beredt und glücklich macht, und durch ihn den Leſer. Viel„leicht Goethe's höchſter Flug. Das vollkommen Menſch„liche und menſchliche Vollkommenheit ſind vielleicht die „zwei Wendepuncte ſeiner glänzenden Laufbahn. Nie und „nirgend ſcheint er mir dieſen Kreis zu verlaſſen. Denn wo „Göttliches hineintritt — (er tritt nicht in's Göttliche „hinaus) iſt's auf der Seite des Edlen: blos Griechiſch „Mythologiſches; auf der Seite des Unedlen dämoniſche „Mythologie; beides doch wohl nur idealiſirtes Menſch„thum! — Nirgend und niemals verläßt er daher die beſſere „Geſellſchaft, den Circel comme il faut, und hat vielleicht „daher den vollen Beifall unſerer erſten Deutſchen Kenner

„und Köpfe. Nur in seinem Blüthenstück: dem Werther,
„und in seinen kleinen Gedichten, den lyrischen Umarmungen
„des Ewigen, ist er wahrhaft göttlich, aber dann hinter der
„Scene. Er weiß uns alle im Leben selbst zu versöhnen, das
„nur seiner inneren Geistigkeit bedarf uns hoch zu stellen,
„und nur seiner inneren Nothwendigkeit uns zu entschuldi-
„gen. Vielleicht so ward Göthe unwillkührlich die Muse
„der neuen Schicksale und Dämonen-Sänger. Ich selbst
„habe lange, trotz einer inneren Stimme, Schillern tief un-
„ter Goethe gesetzt. Alle, die diesen Dichter ihm blos ge-
„genüber, in opposito, also doch auf gleiche Höhe zu setzen
„vermeinen, setzen denselben unter ihn. Gr. v. Löwen (Ist-
„dors) Vergleichung ist classisch ausgesprochen (denn auch
„das habe ich dieser Tage im Morgenblatt, 1816, gelesen),
„wo er Goethe mit dem Apoll vom Belvedere, und Schiller
„mit dem Laokoon vergleicht. Ohne es zu wissen, hat Gr.
„v. Löwen aber hierin eine zweite Ansicht eröffnet, die viel-
„leicht andere Hintergründe darbietet. Apollo ist ein Gott;
„nicht Gott Laokoon ist ein von Schlangen umwundener
„Priester, der nach Rettung und Entfesselung zu Gott
„emporschreit. Wenn demnach in jenem ein Mittel-Begriff
„abgeschlossen da geht und steht, deutet sich in diesem die
„Ahndung, ja der Blick selbst eines Unendlichen Helfers
„bewußt, an — das Tiefste und Höchste ist beisammen. —
„Jener ist weder Gott selbst, noch ein Mensch; dieser ist
„Mensch, und eine Vermittelung zwischen ihm und dem Ewi-
„gen, Höchsten, wird in seinem Emporringen klar. Was
„ist im Grunde höher? Ich glaube, daß auf einem höhe-

„ren Standpuncte, Schiller unſeren Nachkommen wie ein „Komet wieder erſcheinen wird, wenn Goethe in ſeiner com„pleten menſchlichen Allheit immer fort, wie ein Mond, als „Erd-Trabant leuchten wird, oder, vielleicht beſſer, wie eine „glänzende Erd-Atmoſphäre. Ich muß auch erklären, daß „ich dieſes Raiſonnement von neuem durch Göthes Aufent„haltsweiſe in Rom beſtätigt gefunden habe. Er lebte dort „blos für die bildende Kunſt, nicht für das Gebildete der„ſelben! Er kommt mir zuweilen vor wie ein Poetiker, „ſtatt wie ein Poet; wie ein Bewunderer der Müllnerſchen „Schuld, weil ſie herrlich phraſirt iſt. Sonderbar, wie Goe„thes glänzendes Zeitalter in meinem Geiſte ſich ſchon ſeinem „Untergange zuneigt. — Nur noch ein Wort! Goethe hat „ſich (ſeine Geſchichte iſt ſein Gericht) ganz für das Leben, „ja, für das Leben allein gebildet. Ihr ſagt: „es giebt „auch für den Menſchen nichts Höheres.“ Recht, aber es „giebt ein Eden und ein ewiges Leben, das gleichfalls „ſchon hier anfängt. Jenes iſt nur ſein Element.“

In naher Beziehung zu dem ſo eben Erwähnten möchte wohl nachſtehendes kurze Gedicht von Trinius ſeyn:

Es iſt nicht mehr die gute Zeit
Friſch von der Welt zu ſingen,
Aus Einſamkeit in Einſamkeit
Muß Lied zu Herzen dringen.

Die alten Sänger, froh beiſamm,
Wie auf den grünen Haiden
Das Böcklein blöckt und hüpft das Lamm;
So Lied auf ihren Saiten.

Man abſtrahirt aus dem Gelöck
Sich heute nur die Regeln;
Und Sängerluſt iſt's: mit Geböck
Antik ſich überlegeln.

Ferner heißt es in dem Tagebuche von 1817: „Das „allgemeine Urtheil, daß die Antike ſchöner ſey als das Mo„derne, gründet ſich darauf, daß jene Schönheit gewähre, „dieſe mehr Ausdruck — und das iſt richtig. Jene iſt mehr „Andeutung für den ſeelenvollen Beſchauer, daher auch die „Antiken augenlos; dieſes drückt mit der Naſe darauf, „was es will, ſchreibt mithin dem Sinne einen engen Weg „vor, während die Antike einen weiten Weg läßt. Die Al„ten haben mithin den wahren Sinn bildender Kunſt, nur „Andeutung und Zeichen zu ſeyn, beſſer und verſtändiger „gefühlt und begriffen. Hiervon iſt eine Anwendung auf „die Sprache des Dichters zu machen (welche ſein Marmor „iſt, ſein Contur und Colorit). Wenn der Ausdruck den „Gedanken giebt, ſo iſt's genug; was darüber iſt, iſt vom „Uebel. Einen Schauplatz, mit allen kleinen Ingredienzien, „z. B. einem Waſſerfalle u. ſ. w. ausmalen zu wollen, „dehnt den himmliſchen Moment zu einer Dauer aus, in „welcher das Gefühl zur Reflection werden kann und allen „ſeinen poetiſchen Genuß einbüßt. Denn ihm wird das „ποιεῖν (das poetiſche Gefühl) genommen, verſagt, und ſtatt „deſſen ihm alle Wirklichkeit in die Hand gepfropft. Hier „ſiegt Natur, die Kunſt muß entweichen. — Immer iſt, mei„nes Erachtens, Strenge in der Form, daher auch Puris-

„mus in Sprachen, Symptom magerer Poeſie und (deren „Kehrſeite) Philoſophie.“

„Ich ſang die Wahrheit außer mir, ich kannte
Das hohe Ziel nur um darnach zu ringen.
Ich ſtellte Bilder hin; ob Geiſtverwandte
Den heil'gen Sinn vermöchten zu durchdringen.
Hinauf, hinweg, wohin ihr Sinn ſie bannte,
Befiedern, ſpannen wollt' ich ihre Schwingen.
Ich lauſchte, wie Apelles, hinterm Rahmen,
Vorüber gingen ſchweigend, die da kamen.“

(An Adelbert von Chamiſſo. 1835.)

Wir glauben, das Andenken unſeres Freundes auch als Dichter zu ehren, indem wir dem Publico dieſe Sammlung übergeben, welche größtentheils noch ungedruckte Gedichte, und von den bereits bekannt gewordenen nur diejenigen enthält, die wir glauben der Vergeſſenheit entziehen zu dürfen. — Die Welt geht raſchen Ganges ihren Weg, und Trinius möchte ein Poet längſt vergangener Jahre heißen — einige ſeiner Lieder entſtanden vor einem halben Jahrhundert — aber ihn begeiſterte nicht ſeine Zeit, wie den ritterlichen Fouqué und deſſen Sängerkreis, der in ihr wurzelte, aber nicht mehr in die Gegenwart eingreift und nicht mehr verſtanden wird. Trinius erhorchte die inneren Stimmen des menſchlichen Herzens und der Natur, deren Leben er oft mit tief ergreifender Wahrheit und hoher poetiſcher Kraft geſchildert hat — und die wahre Dichtkunſt, die die Tiefen der Herzen zeigt und den Sturm der Leidenſchaften walten läßt, wird immerdar verſtanden. In vielen ſei-

ner Gedichte erſchließt er ſein Inneres, iſt ſomit vorzüglich Lyriker und die hierher gehörigen Lieder unſtreitig ſeine gediegenſten. Iſt dieſe Erſchließung des Inneren durch ſinnige Naturbeobachtung geweckt und entfaltet worden, und tritt ſie, wie bei Trinius, mit Kraft und Reinheit des Herzens auf, ſo wird, wohl zu allen Zeiten, die Jugend eben ſo gut wie der gebückte Greis, ſein Körnchen freudigen Troſtes in ſolcher Poeſie finden.

Einige der beigegebenen humoriſtiſchen Gedichte mögen an ſeinen heitern Witz, an den hinreißenden Reiz ſeiner Rede erinnern, mit denen er ſo oft den Freundeskreis belebte.

Wir haben diejenigen ſeiner Gedichte vorangeſtellt, deren Geburtsjahr uns unbekannt blieb, und dann die übrigen nach den Jahren geordnet, in denen ſie entſtanden, folgen laſſen. Nur wenige wurden aufgenommen, um ſeinen poetiſchen Entwickelungsgang zu bezeichnen.

Als Dramatiker iſt Trinius nur in der Wilhelms-Schlucht (Dramatiſche Ausſtellungen, Berlin, 1820, bei G. Reimer, S. 35—214) aufgetreten. Chamiſſo ſagt im 6ten Bande ſeiner Werke, letzte Ausgabe, S. 294: „Wenn unter „den älteren Dichtern Trinius unbeachtet blieb und ſeine „Wilhelms-Schlucht nicht genannt wird, ſo rührt es daher, „daß dieſes Dichterwerk zwar gedruckt, aber nicht angezeigt „worden iſt; man hat es nicht mißachtet, aber deſſen Da„ſeyn wirklich nicht erfahren.“ — Hierin irrt Chamiſſo. W. Alexis hat demſelben eine ausführliche und anerkennende Anzeige gewidmet (Wiener Jahrbücher der Literatur, 19ter

Band). Er nennt es: „eine außerordentliche Erſcheinung; „er erinnert ſich nicht in einem neueren Drama ſo durch„greifende, feſte und zugleich ſo wahre und ſprechende Cha„ractere gefunden zu haben. — Manche kurz hingeworfene „Geſpräche erinnern an Shakſpeariſche Kraft. — Hätte der „Dichter, nach fortgeſchrittener äußerer Bildung dieſer Kraft, „dergleichen Charactere in einem zur Aufführung geeigneten „Drama niedergelegt, ſo müßten ſie ungemeine Wirkung her„vorbringen.“ Andere Stimmen urtheilten zu jener Zeit anders. Den Herausgebern ſcheint es, daß mit Bezug auf des Verfaſſers eigenen Ausſpruch: „ein Gefühl könne nicht „zur Reflection werden ohne den poetiſchen Genuß einzu„büßen“ die für die Bühne nothwendige Strenge in der Form Ihm als Kehrſeite der Poeſie erſcheinen mußte, um ſo mehr, da er in ſeinem verſchiedenartigen Streben jeder Oſtentation fremd war, aber ſeinem lyriſchen Character treu blieb.

Wir fanden einige dramatiſche Arbeiten in dem Nachlaſſe unſeres Freundes, meiſt nur Fragmente, auch einige Novellen, die aber zum Druck nicht beſtimmt ſind.

St. Petersburg, im Januar 1848.

Die Herausgeber.

Als Botaniker hat Trinius, während einer 34jährigen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, ſich faſt ausſchließlich der Ergründung der Gräſer gewidmet, mit einer Beharrlichkeit und Aufopferung, welche auf die Anerkennung der gelehrten Welt ſelbſt dann die gerechteſten Anſprüche zu machen hätte, wenn ſeine Leiſtungen auch wirklich für die jetzigen Anforderungen der Zeit als nicht befriedigend befunden werden ſollten. Um dem Vorwurf der Einſeitigkeit eines ſolchen Studiums zu begegnen, muß für jene, welche dieſem Fache fremd ſind, nothwendig bemerkt werden, daß alle Zweige der reinen und angewandten Botanik, mit gewiſſen Modificationen, ſich gleichſam im Miniaturbild hier wiederholen, in einer Familie, welche der Mannigfaltigkeit der Arten und Formen nach, den dritten Rang im ganzen Pflanzenreiche einnimmt.

Wenn in der neueſten Zeit, ein übrigens achtungswerther, aber gegen Trinius wiſſenſchaftlich eingenommener Botaniker (Röper) ſagt, daß Trinius' Anſicht von der Grasblüthe „der Geſchichte anheimgefallen" ſey, und dabei ſo ziemlich zu erkennen giebt, er meine ein Gleiches von den übrigen Leiſtungen Trinius' in den Gräſern, ſo müßte man ſich doch in der That verwundern, wenn dieß, obgleich in einem andern Sinne genommen, nicht der ſehnlichſte Wunſch jedes ächten Gelehrten und deſſen einziger Troſt wäre, wenn er von ſeinem Zeitalter nicht erkannt, oder nicht verſtanden worden. Ueber ein ſolches Urtheil könnte Trinius ſich getroſt hinwegſetzen, und es haben, was viel höher zu beachten iſt, ſolche Männer wie Kunth und Nees von Eſenbeck, die einzigen und wirklichen Rivalen Trinius', ſeinen Leiſtun-

gen ein viel beſſeres Zeugniß, ſowohl mündlich als öffentlich ausgeſtellt.

Es iſt hier nicht der Ort, auf eine ſpecielle Erörterung der Verdienſte Trinius' in ſeinem Hauptfache einzugehen, doch muß ſo viel bemerkt werden, daß auch die größten Meiſter der Wiſſenſchaft in ſchwierigen Puncten dieſes, ſo wie eines jeden anderen Theiles der Botanik, von Irrthümern nicht frei geblieben ſind, und daß man bei einer näheren Würdigung der Schriften Trinius', gar Manches dermalen ſchon bewährtes finden kann, das zum Theil von Ihm zuerſt hervorgebracht, gewöhnlich andern Schriftſtellern zugeſchrieben wird.

Man hat Trinius vorgeworfen, er habe ſeinen Gattungen und Arten einen zu weiten Begriff unterlegt. Hierüber läßt ſich aber gegenwärtig noch kein apodictiſches Urtheil fällen, da bekannt iſt, wie verſchieden die Meinungen der beſten Botaniker über dieſen Gegenſtand ſind; wohl kann aber in Erinnerung gebracht werden, daß bei Benutzung eines reichen Materiales zwiſchen manchen Gattungen und Arten, die gewöhnlich ſehr verſchieden erſcheinen, vergeblich Grenzen geſucht werden. Die Zeit wird lehren, ob Trinius den rechten Weg, wenn auch herrſchenden Anſichten zuwider, betreten hat. In ſeltenen Fällen hat Trinius die Arten weiter analyſirt, aber in ſeinen Schriften findet ſich nirgends eine Stelle, wo dieſe Abſicht von Ihm Selbſt ausgeſprochen, vielmehr iſt überall ſein Streben erſichtlich, ſichere Gattungen durch Unterſuchung aller ihm zu Gebote

ſtehenden Arten zu begründen. Daß er es hierin an Mühe, Umſicht und Scharfſinn nicht fehlen ließ, wiſſen nur Wenige, ſonſt hätten ſeine Anſichten gewiß allgemeinen Eingang gefunden. Ein anderes Hinderniß konnte wohl in der ſchwereren Zugänglichkeit ſeiner Schriften liegen; ſeit einigen Jahren jedoch läßt die Kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, von allen Abhandlungen, welche in ihre Memoiren aufgenommen werden, beſondere Abdrücke zu möglichſt niedrigen Preiſen verkaufen.

Obgleich ſich ſchlechthin nicht beſtimmen läßt, welche Schriften Trinius' größeren oder geringeren Werth haben, ſo muß doch ſein großes Werk mit 360 Abbildungen und Beſchreibungen von Gräſern, an welchen er länger als acht Jahre arbeitete, beſonders deshalb hervorgehoben werden, weil er es unter allen ſeinen übrigen Geiſteskindern am liebſten zu conſultiren pflegte, wie denn auch Jeder der Genauigkeit in den Beſchreibungen und Analyſen, welche Trinius als guter Zeichner in dieſem Fache ſelbſt anfertigte, ſo wie der Meiſterhand des Herrn W. Pave volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird.

Unbegreiflich aber iſt es, wie Trinius in ſeiner gewohnten offenherzigen Weiſe, ſeine eigene, gewiß ſehr mühſame Erklärung der älteſten Graskenner in Vor-Linnéiſcher Zeit, nicht etwa als eine in ihren Einzelnheiten unrichtige Arbeit anſah, nein, aber im Ganzen für eine fehlerhafte Richtung, für einen irrigen Verſuch erklärte: ein Werk, wie

kein zweites ähnliches die Botanik heutigen Tages für eine andere Gewächs-Familie aufzuweisen im Stande ist. Daran mochte wohl der jetzt herrschende Zeitgeist in den Naturwissenschaften Schuld tragen; welcher, im Gegensatze zum Alterthum, die historischen Studien geringer schätzt, als diese es wirklich verdienen, so daß auch der Vorurtheilsfreie zuletzt doch mehr oder weniger befangen wird.

Auf seiner letzten, mehr im Interesse seines Faches, als zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise in Deutschland, traf ihn im Jahre 1837 ein Schlagfluß, in Folge dessen die höheren Geisteskräfte unseres edlen Trinius nie wieder die frühere Lebendigkeit und Frische erreicht haben. Diejenigen würden jedoch irren, welche glauben, auf seine von 1839—1841 herausgegebenen Abhandlungen könne nichts gegeben werden; denn obwohl er dieselben, trotz seines kränklichen Zustandes, ohne irgend eine fremde Beihülfe zu Stande brachte, so sind sie doch ein Depositorium reicher, früher gesammelter Erfahrungen und genauer specieller Untersuchungen. Was durch den angestrengtesten Fleiß erreicht werden konnte, hat Trinius in dieser letzten Periode vollbracht. Ueber seine Wahrheitsliebe kann kein Zweifel aufkommen. Gegen seine Gerechtigkeit und Billigkeit in Beurtheilung Anderer kann kaum Jemand auftreten. Seine wissenschaftliche Toleranz kann nur gelobt werden, wird aber leicht auch Tadler finden; Trinius, ein Feind jeder Ostentation, war es niemals um Geltendmachung seiner eigenen Leistungen zu thun. Er zog es vor, seinen eigenen Weg

ruhig zu verfolgen; er glaubte, daß die Zeit, auch ohne gewaltſame und ſchnelle Eingriffe, das Wahre vom Irrigen trennen werde, aber er hoffte allerdings: „der Geſchichte (aber nicht der Vergeſſenheit) übergeben zu werden.“

Dieſe Verdienſte Trinius' als Schriftſteller ſind jedoch nicht die einzigen wiſſenſchaftlichen, ſie bilden vielleicht nur die Hälfte derſelben um die Botanik. Durch Ihn wurde die Academie veranlaßt, ein eigenes Muſeum mit Pflanzen-Sammlungen, den Fortſchritten der Wiſſenſchaften würdig, anzulegen, und die vorhandenen 4—5000 zum Theile in noch nie geöffneten Paketen niedergelegten Pflanzen von Gmelin dem älteren und jüngeren, Steller, Petiver, Ruyſch, Thunberg, König, Adams, Falk, Güldenſtädt, Amman, Kraſcheninnikow, Georgi, Pallas und Anderen zu retten. So wurde Trinius, man kann ſagen, eigentlich Gründer eines Inſtitutes, welches in der kurzen Zeit von 20 Jahren, durch die Freigebigkeit der Academie zu einer ſolchen Blüthe gelangt iſt, daß es möglich geworden, aus dieſer ſtummen Schatzkammer Früchte zu erndten, welche den Anforderungen der Gegenwart entſprechen können.

Bis zu ſeinem Ende wendete Trinius dieſer Anſtalt alle ſeine Sorgfalt zu; durch ſein letztes unſchätzbares Geſchenk ſetzte er ſeinen Verdienſten um das botaniſche Muſeum der Academie die Krone auf *).

*) Innerhalb 40 Jahren, hatte Trinius mit anzunehmender Beharrlichkeit und bedeutenden Opfern ein in ſeiner Art einzig

Trinius hat zwar als Schriftſteller in ſeinem Fache Verdienſte um alle Länder der Erde, alſo auch um Rußland, doch nicht jene Geltung in Rußland gefunden, die ſich einige

---

vollſtändiges Herbarium von Gramineen aus allen Welttheilen zuſammengebracht. Im Jahre 1841 ſchenkte er es dem botaniſchen Muſeum der Kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, da ihm weſentlich darum zu thun war, daß nach ſeinem Tode dieſe Sammlung nicht zerſplittert würde. Herr Staatsrath Meyer, Mitglied der Academie und Botaniker, dem der Auftrag zu Theil geworden, dieſes Herbarium näher zu beſichtigen und zu ſchätzen, berichtete „daß es 5000 „verſchiedene Arten in 35—40,000 vollkommen gut erhaltenen „und ſyſtematiſch geordneten Exemplaren enthält, mit dem „Zuſatze, daß es die vollſtändigſte unter allen vorhandenen „Gräſer-Sammlungen iſt, in der mehr als die Hälfte der „Arten für das Muſeum neu ſey, und der Werth dieſer „Sammlung mindeſtens auf 7000 Rubel veranſchlagt werden „müſſe; erwägt man aber den wiſſenſchaftlichen Werth dieſer „claſſiſchen Sammlung und die große Zahl ihrer Original-„Exemplare, ſo ſtellt ſich ein unſchätzbarer Werth heraus."

Die Kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften ſprach ihren lebhaften Dank dem Gründer ihres botaniſchen Muſeums für dieſes werthvolle Geſchenk ſchriftlich aus.

Nach dem Urtheile von Kennern bildet dieſe in zwei beſonderen Schränken aufbewahrte Gräſerſammlung, die Haupt-Zierde des von Trinius gegründeten botaniſchen Muſeums der Kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, und iſt von ungleich höherem Werthe, als die dicht nebenſtehende Pflanzenſammlung, welche Marſchall von Biberſtein in Taurien und im Kaukaſus zuſammengebracht hat. Letztere iſt im Jahre 1828 von der Academie für 10,000 Rubel B. gekauft worden.

Anmerk. der Herausgeber.

frühere Mitglieder der Academie erwarben; ſind aber die Anregungen und Ermunterungen einheimiſcher und fremder Botaniker zur Unterſuchung Rußlands, ſind die für Rußland ſo wichtigen und für die Botanik ſo ergiebigen Reiſen bekannter Gelehrten im Kaukaſus und Altai, in Ländern am nördlichen ſtillen Ocean und an der Behringsſtraße, die durch ſeinen Einfluß in's Leben traten, nicht auch Verdienſte um die Kenntniß der Pflanzenwelt Rußlands? Trinius' Verdienſte in der Botanik, im Ganzen genommen, ſelbſt für Rußland allein, wenn man ſie nicht blos auf ſeine Schriften beſchränkt, ſind größer als jene von Pallas. Pallas war ein Ideal eines Reiſenden, beinahe ein Univerſal-Genie, und wohl der größte Zoologe, den die Academie je verlor, aber ſeine zu große Allſeitigkeit trug Schuld, daß ſeine botaniſchen Studien nicht jene Gründlichkeit erlangt haben, die wir an dem älteren und unübertroffenen J. G. Gmelin bewundern; beſonders ſind die botaniſchen Angaben in Pallas Reiſe mit größerer Vorſicht zu benutzen. An Pallas Ruhme haftet aber ein Makel; er hat, wie bekannt, die Ausbeute ſeiner auf Staatskoſten und als Mitglied der Kaiſerlichen Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, ausgeführten Sibiriſchen Reiſe, durch welche oft allein dieſe verſtändlich wird, wenigſtens was den botaniſchen Theil betrifft, bis auf einen äußerſt geringen Theil, der Academie und Rußland entzogen. Das läßt ſich durch nichts, auch ſelbſt dann nicht rechtfertigen, wenn man als mildernden Umſtand annehmen wollte, daß ihn der troſtloſe Zuſtand der Botanik, welchen Lepechin damals 35 Jahre lang bei der Academie

repräſentirte, dazu bewogen habe. So ſind freilich Pallas' Sammlungen im Auslande auch gut geborgen worden, und ſomit zwar nicht für die Botanik, aber für Rußland unwiederbringlich verloren.

St. Petersburg, im Januar 1848.

Dr. Ruprecht.

Verzeichniß der von Trinius verfaßten Schriften.

I. Veröffentlichte, rein botaniſchen Inhaltes.

1810. J. Liboschitz et C. B. Trinius, Tableau botanique des genres, observés en Russie et disposés selon la méthode naturelle. Vienne. fol. max. 1 feuille. anonym.

1811. J. Liboschitz et C. B. Trinius, Flore des environs de St. Petersbourg et de Moscou. Tom. 1. St. Petersbourg. 4°. pp. 244.

1811. J. Liboschitz et C. B. Trinius, Déscription de mousses, qui croissent aux environs de St. Petersbourg. 1re livraison. St. Petersbourg. 8°. No. 1—15.

1815. Plantarum novarum vel minus cognitarum pentas prima. Conventui Acad. exhib. 15. Febr. 1815. Mémoires de l'Acad. V. Série Vol. VI. p. 485—496.

1820. Fundamenta agrostographiae, sive theoria constructionis floris graminei, adjecta synopsi generum graminum hucusque cognitorum. Viennae. 8°. X. et pp. 214.

1822. Clavis agrostographiae antiquioris. Ueberſicht des Zuſtandes der Agroſtographie bis auf Linné, und Verſuch einer Reduction der alten Synonyme der Gräſer auf die heutigen Trivial-Namen. Coburg. 8°. XXIV et pp. 412. — Zuſätze und Berichtigungen zur clavis agrostographiae in der Flora oder Regensb. Botan. Zeitung. 1823. I. p. 229—231.

1824. De graminibus unifloris et sesquifloris. Dissertatio botanica, sistens theoriae constructionis floris graminei epicrisin, terminologiae novae rationes, de methodo disquisitiones; adjecta generum ac specierum e tribu uni- et sesquiflororum plurium synopsi. Petropoli. 8°. pp. 314.

1824. Graminum decas, descriptionibus et iconibus illustrata. Conventui exhib. 30. Jun. 1824. Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Vol. X. p. 333—347.

1826. De graminibus paniceis. Dissertatio botanica altera. Petropoli. 8°. pp. 289.

1826. Herrn Raſpail's Abhandlung über die Bildung des Embryo in den Gräſern und Verſuch einer Claſſification dieſer Familie; aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. St. Petersburg. 8°. XII. und pp. 121.

1828—1836. Species graminum, iconibus et descriptionibus illustravit. Vol. I. 1828. II. 1829. III. 1836. Cum tabb. 360. Petropoli. 4°.

1829. Gramina in Ledebourii Flora Altaica. Tom. I. p. 73—123.

1830. (Januar.) Graminum genera quaedam speciesque complures definitionibus novis illustravit. Insunt Avenaceae et Stipaceae. Convent. exhib. 2. Septemb. 1829. Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. VI. Série. Scienc. math. phys. natur. Tom. I. p. 54—93.

1830. (Decemb.) Graminum genera quaedam (Poacea) illustrare pergit. Conv. exh. 28. April. 1830. Mém. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. I. p. 353—416.

1831. Gramina in: C. A. Meyer Verzeichniß der Pflanzen, welche 1829—1830 im Kaukaſus und in den Provinzen am weſtlichen Ufer des Caſpiſchen Meeres eingeſammelt worden ſind. St. Petersburg. 4°. p. 13—27.

1831. Gramina in: Bongard, Observations sur la végétation de l'île de Sitcha. Lu le 4. Mai 1831. Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. II. p. 169—174.

1831—1833. Gramina examinavit in opere: Plantarum novarum vel minus cognitarum, quas in itinere caspio-caucasico observavit E. Eichwald. Fascic. I. II.

1832. (Octob.) Andropogoneorum genera speciesque complures definitionibus novis illustravit. Convent. exhib. 25. April 1832. Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. II. p. 239—337.

1833. (Mart.) Gramina in: Bunge, Enumeratio plantarum Chinae borealis. Convent. exhib. 7. Mart. 1832. Mémoires, presentés à l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. par divers savans. Tom. II. p. 143—147.

1834. (Junio) Panicearum genera retractavit speciebusque

compluribus illustravit. Convent. exhib. 25. Octob. 1833. Mémoires de l'Acad. Imp. Tom. III. p. 89 — 355.

1835. (Aug.) Bambusaceas quasdam describit. Convent. exhib. 3. Jul. 1835. Mém. de l'Acad. Imp. Tom. III. p. 613 — 629.

1835. (Sept.) Gramina in: Bunge, Verzeichniß der im Jahre 1832 im öſtlichen Theile des Altai-Gebirges geſammelten Pflanzen. Geleſen am 6. Februar 1835. Mémoires, présentés à l'Acad. Imp. par divers savans. Tom. II. p. 326 — 329.

1835. Genera plantarum ad familias suas reducta. Petrop. 4°. pp. 399. (Opus anonymum, paucis exemplaribus impressum et distributum.)

1836. (Mart.) Graminum in hisce actis a se editorum generibus ac speciebus supplementum addit. Convent. exhib. 11. Decemb. 1835. Mém. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. IV. p. 1 — 107.

1836. (April) Nouvelles considérations sur la construction de la fleur des Graminées. Lu le 18. Mars 1836. Bullet. scientif. de l'Acad. Imp. de sciences de St. Petersb. Vol. I. p. 17 — 20.

1836. (Jul.) Classification des Graminées. Bullet. scientif. de l'Acad. Imp. de sciences de St. Petersbourg. Vol. I. p. 65. 66.

1836. Graminum in America calidiori ab E. Poeppig lectorum pugillus primus. In Linnaea. Vol. X. p. 291 — 308.

1837. Zenkeria, novum graminum genus e tribu Festuceorum. In Linnaea. Vol. XI. p. 150 — 152.

1838. Gramina pleraque determinavit in: enumeratione plantarum, quas in itinere per provinciam Talysch

collegit R. Fr. Hohenacker. Bullet. de la Société Imp. des naturalistes de Moscou. 1838. No. 3. p. 242—250.

1839. (Octob.) Genera graminum exposuit. III. Phalaridea. Convent. exhib. 18. Jan. 1839. Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. V. p. 47—90. Etiam seorsim s. t. Phalaridea exposuit C. B. Trinius. Petrop. 1839. 4°.

1840. (Febr.) Genera graminum exposuit. IV. Oryzea. Convent. exhib. 18. Octob. 1839. Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Peterb. Tom. V. p. 167—188. Etiam seorsim s. t. Oryzea exposuit C. B. Trinius. Petrop. 1839. 4°.

1840. (Novemb.) Genera graminum exposuit. V. Agrostidea: Vilfea. Convent. exhib. 5. Jun. 1840. Mém. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. VI. p. 23—134. Etiam seorsim s. t. Agrostidea I. Vilfea, exposuit C. B. Trinius. Petrop. 1840. 4°.

1841. (Jun.) Gramina Agrostidea: Agrostea exposuit. Convent. exhib. 5. Febr. 1841. Mém. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. VI. p. 247—390. Etiam seorsim s. t. Agrostidea. II. Agrostea, exposuit C. B. Trinius. Petrop. 1841. 4°.

1843. (Mart.) Gramina Agrostidea: Stipacea exposuerunt C. B. Trinius et F. J. Ruprecht. Convent. exhib. 10. Jun. 1842. Mém. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. VII. p. 1—189. Etiam seorsim s. t. Species graminum Stipaceorum. Auctoribus C. Trinius et F. J. Ruprecht. Petrop. 1842. 4°.

II. Wichtigere Manuſcripte rein botaniſchen Inhaltes, welche bei der Kaiſerlichen Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg aufbewahrt werden.

1. Théorie de la fructification des graminées. Mémoire présenté à la société Imp. des naturalistes de Moscou. 1818. Collectanea Agrostographica. Mss. Vol. I. 1818. p. 33—50.
2. Gramina Petropolitana. 1823. Vide Ruprecht Symbolae. 1846.
3. Semina graminum s. de genericis graminum notis a semine petendis. Présenté et et lu à l'Acad. Imp. des scienc. de St. Petersb. le 18. Juin 1828.
4. Nomenclator Agrostographicus, 1831, cum perpetuis adnotationibus. Vide Steudel Nomenclator. Edit. II.
5. Zur Geſchichte des botaniſchen Muſeums (des Herbariums und der Bibliothek), bis zu Ende des Jahres 1833. Zehn Jahre nach meinem Eintritt in die Academie, der Conferenz im Januar 1834 übergeben.
6. Phytologiſche Bemerkungen die Gräſer betreffend. 1835. Collectanea Agrostographica. Mss. Vol. VI. p. 311—318.
7. Gramina in itinere 1836 examinata.
8. Allgemeinſte Anſichten über die Gräſer. Vortrag gehalten in der Verſammlung der Deutſchen Naturforſcher und Aerzte in Jena. 1836.
9. Gramina Herbarii Sprengeliani explicata. 1836.
10. Mss. Varia ad graminum genera et species.

III. Vermiſchte Schriften, nicht botaniſchen Inhaltes.

1820. Dramatiſche Aufſtellungen, Berlin 1820, bei G. Reimer. 8°. pp. 268.

1828. Discours sur les voyages à entreprendre en Russie sous le rapport à l'histoire naturelle. Receuil des Actes de la Séance publique de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb., tenu le 29. Dec. 1827. p. 87—98.

1829. Discours sur l'état actuel des sciences naturelles. Recueil des actes de la Séance publique de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersbourg, tenu le 29. Decembre 1828. p. 83—107.

Zur Erinnerung an unſere Unterhaltungen über allgemeine Naturgeſchichte, in den Jahren 1829 und 1830. Nicht in den Buchhandel gekommen. Anonym, ohne Druckort u. Jahr.

1837. Sur les dents et les cheveux de l'homme. Bulletin scientif. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. Tom. I. p. 33.

Ueber das Weſen und die Bedeutung der menſchlichen Haare und Zähne. Eingeſendet der Academie am 1. Mai 1835. Acta Academ. Caesar. Leopold. Carol. natur. Curios. Vol. XVIII. P. I.

Kleinere Aufſätze in den wöchentlichen Unterhaltungen für Liebhaber Deutſcher Lectüre in Rußland, herausgegeben von J. F. Recke, Mitau 1806. — Einige Gedichte: in der Kuronia, herausgegeben von U. Freiherrn v. Schlippenbach, Mitau bei Steffenhagen u. Sohn, 1806—1808; im Morgenblatt, 1819, und in einigen anderen Zeitſchriften und Taſchenbüchern.

Gedichte.

Meine Muſe.

Wann des Tages laut Gewimmel
Nun die heil'ge Nacht geſtillt,
Schwebt am dunkelblauen Himmel
Hin ein weißes Lichtgebild.

Sind es Nebel, leicht gehoben?
Iſt's ein luftig Monden-Weib?
Tod und Leben ſcheint verwoben
In dem wunderbaren Leib.

Aus dem Gürtel, knapp gezogen
Von der Charitinnen Hand,
Schmiegt, nauf in ſanftes Wogen
Und hinab ſich das Gewand.

Rings in Lockenwolken tauchen
Ihre Schläfen ſich, gebückt,
Vor ſich hin die dunklen Augen
In die finſt're Nacht geſchickt.

Auf der Hand, der blendend weißen,
Eines Sternes Silberpracht,
Schwebt ſie hin auf lichten Gleiſen
Durch die ſtille Sommernacht.

O wie manches Herz entbrennet
Zu dem wunderbaren Licht!
Doch die Ewigreine kennet
Ird'ſcher Sehnſucht Thränen nicht.

Oft nur Nachts, wann bang und bänger
Kummer meine Seele drückt,
Steht ſie, über ihren Sänger
Freundlich lächelnd hingebückt.

Feuers Gedanken.

Dürft' ich einmal dies Dach durchbrechen!
Einmal hinaus in die ewige Welt
Strömen in ſeligen Feuerbächen,
Was mein glühendes Herz mir ſchwellt!

Einmal unter des Himmels Gezelt
Mit den Stürmen jauchzen und zechen,
Und die Schmach an dem Menſchen rächen,
Der mich in traurigen Banden hält!

Aber, wie der mächtigen Schlange
Zuckende Glieder, vom Schwerte getheilt,
Schmerzlich leben, hoffend und bange,
Ob ein Gott ſie zuſammenheilt;
So, in dienende Flammen geſpalten,
Kann ein ſchwaches Gefäß mich halten;
Auf der Kerze trägt mich der Sclav;
Und, gezähmt die Gewalt der Gewalten,
Ueberläßt er ſich ruhig dem Schlaf.
Furchtſam wandert der Wächter die Runde
Um das Haus in brütender Nacht,
Laut ausrufend von Stunde zu Stunde:
„Aber das Feuer, das wache, bewacht!"
Denn in des Heerdes Winkel verſtecket,
Prüft es ſich immer den ſtillen Ort;
Und von der ſchlummernden Aſche bedecket,
Glüht der Gedanke, der Ewige, fort.

Ueber mir ſpielt in heit'rer Ferne
Silbern Gewölk; und die ſeligen Sterne
Wandeln tönend die himmliſche Bahn. —
An dem Pfeiler klomm' ich hinan —

Oeffnete ſich dies alte Geſtein —
Von der ſpielenden Glut umleckt,
Schlüpft' ich zu der Fichte hinein,
Die verborgen zum Dach ſich ſtreckt.
Tief von meiner Wärme durchſogen,
Ahnet ſie wohl den ſchrecklichen Plan;
Doch ſie iſt mir heimlich gewogen,
Mit der Vertrauten wär' es gethan.

Horch! die Winde kommen gezogen,
Haucht's nicht aus der Mauer mich an?

Hoffnung, glimme!
Augen, glühet!
Forſchende Blicke, blitzet, ſprühet!
Lüfte des Himmels, zeigt mir hinaus
Wie ich dieſes Dach erklimme,
Ueberwachſe das heulende Haus! —
Feſter Muth,
Trauter Ort,
Glimme Glut
Immer fort!

Der Ahorn.

Hervor du Blättervolk! erſchallt's,
Dem Herren aufzuwarten.
Der Ahorn, König dieſes Walds
Bezieht den Sommergarten.

Hervor du grünes Sclavenheer,
Und wider die Dämone
Des Firmaments, mit blut'ger Wehr,
Beſchütze meine Krone!

Ein Tauſend müſſen, immerwach,
Des Königs Zelt umlauſchen,
Viel Tauſend, ringsum, tauſendfach,
Ihm kühle Schatten tauſchen.

Viel Tauſend ſind hinausgeſtellt,
Aus feuchten Mondesſtrahlen
Zu ſammeln Thau, der ſchaurig fällt
In Ihres Königs Schaalen.

Sie müſſen, iſt das Wetter ſchlecht,
Im Kampfſpiel vor ihm ringen,
Und wann der König fröhlich zecht,
Ihm ſüße Weiſen ſingen.

Und haben nichts auf dieſer Welt
Als ihres Lebens Mühen,
Und dürfen nur bis ihm gefällt
Ihr kurzes Leben blühen.

Der Herbſt iſt da, der Sommer aus,
Die kalten Winde ſauſen;
Da ſchließt er zu ſein Sommerhaus,
Die Blätter läßt er draußen.

Und Morgens ſteht er bleich belaubt
Von ſeinen Blättern allen;
Da ſchüttelt er ſein graues Haupt
Und läßt die Torten fallen.

Wo wirſt du, blaſſe Leichenflur,
Den ſchweren Lohn dir fodern?
So lebteſt du drei Monden nur
Zu leiden, und zu modern?

Und warſt du nicht zum ſchönen Licht
Von Gott hervorgetrieben?
Du gelbes Laub, o weißt du nicht,
Wo iſt dein Blau geblieben?

Das Blau, woraus dein Grün gewebt,
Wer hat es dir genommen?
O ſieh! es iſt hinaufgeſchwebt,
Von wannen es gekommen.

Von weitem her.

Frankfurt am Main.

Ich möchte wohl Europa ſeh'n,
Wo ſolche Dichterflügel weh'n.

Ich möchte wohl das Deutſchland ſeh'n,
Wo ſolche Dichter ragend ſteh'n.

Ich möchte wohl das Frankfurt ſeh'n,
Nach dem ſich alle Leiern dreh'n.

Das Haus in Frankfurt wollt' ich ſeh'n,
D'raus konnt ein Geiſt wie Göthe geh'n.

Ich ſah's und habe nichts geſeh'n;
Vor ſeinem Geiſte müßt' ich ſteh'n.

Und doch geſchah mir, wie mir geſcheh'n,
Als ich das Meer und den Rhein geſeh'n.

Das Meer.

Geduldig trägſt du, ew'ges Meer,
Auf dem geſchmiegten Rücken deiner Wellen
Der Schiffe Laſten hin und her,
Verſorgſt das dürre Land mit Quellen,
Mit Speiſe unſern Heerd, und läſſ'ſt, wenn gutes Glück
Den wirren trocknen Lebensfaden
In deine Wellen taucht, auf einen Augenblick
Uns jugendlich und glücklich baden. —
Das iſt's, was du uns biſt; was wir von dir beſitzen!
Ein Speicher dieſes All! ein Fahrweg dieſe Flächen!
Und dieſe Wogen, die gen Himmel ſprühen,
Ein Sturzbad gegen Nervenſchwächen! —
Du, um die Welt geſchlungen, Rieſenſchlange,
Die, zwei Mal nur in Nacht und Tag erathmend,
Sechs Stunden, ſchwellend, Luft des Raumes ſaugt,
Sechs Stunden, ſchwindend, von ſich haucht,
Du auch des Menſchen Hausthier nur,
Das ſich zu ſeinen Füßen windet?
Das er mit Stromes Silberſchnur
An ſeines Stalles Schwelle bindet?
Das für den Muthwill' ſeiner Fluthen
Sein perſiſcher Tyrann mit Ruthen,

Mit Ketten ſtraft? du dienend? — nur,
Der arm an deinem Rande ſteht,
Und um ein Tröpfchen Kraft zu dir
Aus deiner ew'gen Fülle fleht? —
O Schöpfung! wunderbarer Ring,
Wo ſcheiden ſich in deinem Kreisgeflechte
Anfang und Ende, feſtverwoben, ab?
Von einem Beſſern ſich das Schlechte?
Von einem Erſten ſich ein Zweites? — Letztes?
Wo ſich ein Herr — ein Gott — von ſeinem Knechte?

Der Sonntag am Meer.

Die See iſt ſtill und klar; die Luft iſt rein,
Wär' ihrer Höh' nur irgendwo ein Ziel,
Du ſchauteſt es durch die ſapphirne Luft.

Du blickſt hinaus; des Meeres Bogenrand
Suchſt du umſonſt im gold'nen Morgenduft,
Der Welt und Himmel Blau in Blau verſchmelzt.

Der Fiſcher geht in ſeinem Feierkleid,
Sein Netz, ſein Nachen, die am Lande ruh'n,
Er prüft ſie ſtill, und freut ſich; ſie ſind gut.

Jetzt ſteht er ſtill und ſchaut, und ſchauet lang,
Sieh! er entblößt ſein Haupt; du ahn'ſt wozu —
Hier iſt ſein Schöpfer, ſein Altar iſt hier.

Und auf der Höh' am braunen Fichtenſtamm,
Der über ihm die lockren Zweige webt,
Verſunknen Blicks ausſchauend, ſitzt ein Mann.

Zu malen dir, zu ſagen, was er ſchaut?
Papier und Griffel ruh'n in ſeinem Schooß.
Du harrſt umſonſt; er malt und ſagt es nicht.

So eint die Farben Iris Ring; ſo löſt
Der Sonntag dir der Woche Räthſel auf. —
Still feiert ſein Geheimniß das Gemüth.

Das Fiſchermädchen.

Horch es braut in ſeiner Tiefe,
Sturmgeiſt wandelt über dem Meer.
Fröhlich mit den Waſſern gezogen
Kommt Ihr Fiſch'chen, und ſpielt in den Wogen
Bald nicht mehr!

Auch die Möwe ſeh' ich fliegen;
Alles rührt ſich was lange geruht.
Heute noch im reichen Netze
Zieh'n ſie die ſilbernen hüpfenden Schätze
Aus der Flut.

Alles freut ſich! Alle hoffen!
Ach! mir kann es ſo wohl nicht ſein.
Möcht' ich hinaus, ich darf's nicht wagen —
Immer bleib' ich mit meinen Klagen
Ganz allein.

Wie ſich herüber die graue Ferne,
Wie ſich hinüber mein Buſen dehnt!
Weithin geh'n die Schiffe vorüber,
Ihm bringt keines von dort herüber
Was er ſehnt.

In des Mondes ſeel'ger Stille
Schien es mir doch ſo nah, ſo nah!
Aber ſie kommen, die Tage, die Nächte,
Nimmer iſt, was ich mir Liebſtes dächte,
Nimmer da!

Das Röhrel.

War einſt ein händlich Röhrel ſchlank
Voll Lebens-Saft
Und Lebens-Kraft,
Nur jetzt in ſeinem Köpflein krank.
Es ſtund in lichten grünen Wald
Am Bach, und trank,
Und beſchaut ſich d'rin mit ſeiner Geſtalt
So hin und her,
Und reckt ſich aus und dehnt ſich mehr,
Und denkt, das händlich Röhrel ſchwank:
„D' Eichen, die kfallt mer ſehr;
Ei, wann i doch ſo'n Eichen wär!"

Da ſitzt's betrübt im feuchten Moos
Und hat's halt hin und her bedacht,
Wie fangt m'es an, wie breit, wie groß,
Und was ein Rohr für Sachen braucht,
Bis daß's 'ne hübſche Eichen macht.
Und zieht, und pumpt und ſaugt und ſauft
Den halben Bach, Saft über Saft,
Bis ihm der Schaft,
Dick aufgebaucht,
Schier überlauft.

Der ſchlanken Blätter ſchmaler Rand
Wird breit und zackig ausgeſpannt;
Der Aehrlein Wolle weich und gut
Krämpt's ein zum runden Eichelhut;
Und wie's nun dick genug, und breit —
„Uf, ſpricht's, itz is halt ämol Zeit
Z'ſchaun ä wen'g, wie's ausſchau'n thut."

Und wie's gebückt
Hinunterblickt,
Ein Röslein ihm entgegennickt.
„Ei, denkt das dicke Eichrohr krank,
Des is ä lieber Narre gar,
Wann i doch ſo'n Roſen wär!"
Und ſeufzet ſchwer;
Denn wie es halt ein Eichrohr war,
Iſt's keinewez ſich ſelb' zu Dank.

Und ſetzt ſich hin in's ſtille Moos
Und denkt: „Wie werd' i' d' Eichen los?
I mein' halt, wann i trocken bleib',
Do fallt mer z'ſamm mei dicke Leib,
Und zieh' d' fetten Wurzeln h'raus
Und hang's fein an d' Sonnen naus."
Und duckt ſich ſchier zur Erden platt,
Und druckt und preßt und kämmet ſich
Sein Wollhaar wieder nach dem Strich,
Zu runden Roſenblättlein glatt,
Und die verſchrumpften Blätter vorn
Scharf zugeſpitzt, das ſind die Dorn'.

Und wie's bald denkt zu Stand zu ſein
Mit vieler Noth und viel Verdruß,
Da guckt und drängt und kramt und thut
Durch das Geſträuch ein ſchwarzer Hut,
Und lugt ein fremdes G'ſicht herein, —
Au weih! 's iſt ein Botanicus.
Der ſieht mein Eichrosröhrel kaum
Mein ſtachlich' Eichrosröhrel arm,
Schnipp, ſchneid't er's ab, das Gott erbarm.
Spricht zu ſich ſelbſt: das iſt kein Baum,
Das iſt kein Strauch, das iſt kein Gras,
Quid igitur? was iſt denn das?

Er ſchiebt's in ſeine Kapſel weit
Und trägt's nach Haus, und preßt es breit,
Wie pfeift's: „wär i á Röhrel doch,
Stünd alleweil im Walde noch,
Au weh, da hab' i mi verſehn!“
Gieb acht, was wird noch weiter geſcheh'n.
Drauf ſchickt er's nun im ganzen Land
Das „Gramen novi generis“
Zu ſämtlichen Botanicis;
Sie lachen d'rüber! o iſt 'ne Schand.
Drauf denkt er: Wart, in d' Wiene-Stadt
Der Doctor Hoß, der ſagkt mer's k'wiß,
Der's ganze Heu beſchrieben hat. —
Der Doctor Hoß der ſchneid't á K'ſicht,
Und b'ſchaut's und lacht, und b'ſchaut's und ſpricht:
Da hat d' Wald mit d' Wieſen k'b . . t,
'S is ellàweil á Mißkeburt!

Die Mythe von der Cypreſſe.

Von jenem Feuer, das im Oſten flammt,
Schweift eine Flamme, wandernd ausgezogen,
Bewußt des Lichtes nur von dem ſie ſtammt,
Der Gluten nicht, die ſie zugleich geſogen.

An jedem Haupt, an jeder Bruſt hinan,
Läßt mächtig ſie die ſchlanke Lohe ſchlagen;
Der Scheue flieht; der Dreiſte büßt den Wahn
Die Glut in's Haus, auf ſeinen Heerd zu tragen.

Wohl mancher ſieht in einſam dunkler Nacht
Mit ſüßem Grau'n das hohe Feuerzeichen;
Doch jeder bebt, und jeder iſt bedacht
Der ſchauerlichen Pilg'rinn zu entweichen.

Schon ſinket zuckend, einſam ausgebrannt,
Danieder ſie, ein Spiel den loſen Knechten:
Da faßt, wie Jupiter den Blitz umſpannt,
Sie eine Göttinn mit der ſtarken Rechten.

Und haucht ſie an auf Bergeshöh', und ſpricht:
Wo alles wurzeln ſoll auf meiner Erde
Ziemt dir allein die ſtolze Freiheit nicht;
Hier blühe ſtill auf Hertha's heil'gem Heerde.

Und ſieh! die Glut, die regellos entbrannt,
Rinnt, ein lebend'ger Saft, durch ſchlanke Zweige,
Dem Feuer noch als ſtiller Baum verwandt,
Stets eingedenk, daß ſie gen Himmel ſteige.

So faßt die Flamme wurzelnd Fuß, und ſteht,
Ein Rauchgebild auf Aetna's dunkler Eſſe,
Und mit ſmaragd'ner Glut gen Himmel weht
Der Baum der Lieb' und Freiheit, die Cypreſſe.

All ihr Gezweig, es ſehnt und ſtrebt empor,
Nicht Blatt noch Blüthe mag ſich abwärts neigen;
Still kommt der Oſt aus gold'nem Morgenthor
Und flüſtert ſpielend in den hohen Zweigen.

Rings ſchweigend in Cypreſſenſchatten ruht
Der Schläfer Heer im leichten Traum der Grüfte,
Und würz'ger Duft, der Athem ew'ger Glut,
Haucht ſtille Seufzer hin in Morgenlüfte.

Das neue Haus.

Nun hab' ich ſich'rer Veſte
Mein kleines Gut vertraut,
Und mir auf's allerbeſte
Ein Haus von Stein erbaut.

Die Höh' voll üpp'ger Quellen,
Die ſchlechte Gräſer trug!
Da geht auf Ackerſtellen
Mein Stier nun und mein Pflug.

Den Hof, der voller Gypich
Und wilder Roſen ſtand,
Deckt reinlich nun ein Teppich
Von goldengelbem Sand.

Und wo aus hohlem Boden
Mich Geiſterruf geneckt,
Da ruhen nun die Todten,
Von hohem Schutt bedeckt.

Drauf ſteht aus Stein gebrochen,
Mir ſicher nun das Haus. —
Mich zieht's nach vielen Wochen,
Einmal in's Feld hinaus.

Und ach, die Gräſer ſprießen
Am alten Ort hervor,
Und helle Quellchen ſchießen
An alter Stell' empor.

Und aus dem Bogengange
Da winkt es mir, mich deucht;
Und mir wird meine Wange
Von ſchweren Thränen feucht.

Die Käfer.

Spricht die Käferinn zum Mann: Ich fühl's, es dauert nicht lange,
Sind wir dahin! Die Eier, hier liegen ſie unter dem Stein,
Gut und bedeckt; da legt' ich ſie hin. Ich fühl' es mit Schmerzen;
Lieblich iſt es zu leben, und duftende Blüthen zu eſſen.
Wie im röthlichen Licht die Flügel ſo golden dir ſchimmern!
Wie am geſchilderten Haupt ſo zierlich die Kämmchen ſich falten.
Bliebe ſo gern noch ein wenig, wenn's anging; aber es geht nicht.
Spricht der Käfer: Frau! Wo denkſt du nun hin? Ganz entſetzlich
Alt bin ich geworden, und endlich müde zu leben.
Haſt du der Zeit nicht genoſſen? balſamiſcher Blätter und Blümchen
Abgeſchretet die Fülle? nicht mir in allen ſechs Beinen
Lieblich geruht, und zu Nacht in Blüthenbettchen geſchlafen?
Alſo reden ſie noch im Wechſelgeſpräch mit einander,
Siehe, da ſchweben herab ein Nachtigall-Männchen und Weibchen
Picken ſie hurtig hinweg. So ſind ſie heiter geſtorben.

Müſſen und Wollen.

Der Baum erwacht, die Knoſpe bricht,
Es bricht und ſtießt der Fluß;
Es bricht und weiß es ſelber nicht;
Es bricht halt, weil es muß.

Zur Arbeit rüttelt's aus dem Schlaf
Des Frühlings Machtgebot;
Doch, was nicht ſelber will, iſt Sclav,
Was leben muß, iſt todt.

Und willſt du, daß es, Todes-ſtill,
Auf einmal herrlich lebt,
So denke nur, der Baum, er will,
Und von dem Fluß, er ſtrebt.

Und biſt du, (harr'ſt du, bis ſie ſchlägt
Die Stunde, daß im Traum
Im Schlaf ſich's dir im Buſen regt,)
Denn mehr als Fluß und Baum?

Prospero.

Aus dieſem Bann, wie ſoll zu dir, o Süße,
Sich Gruß und Kunde meiner Leiden retten?
Feſt hält mich Sycorax in ihren Ketten
Daß ich die Frevel meiner Jugend büße.

Darum, daß irgendwo mein Gruß dich grüße
Erſchaff' ich dieſe leichten Amoretten
Mit Flügelchen von klingenden Sonnetten,
Am Sylfen-leibchen acht melod'ſche Füße.

Sie flattern fort, und tändeln mit dem Kuß
Der heißen Lieb' in kühlen Abendlüften.
O Liebe! lehre ſie die Liebſte finden!

So birgt ein Schiffer, wenn er ſcheitern muß,
In ſeine letzte Flaſche theure Schriften,
Und wirft ſie hin, den Wellen und den Winden

Der Silberblick.

Immer ſchürt die Glut,
Daß ſie immer glüht;
Erz hinein;
Bis der Schlacke Gut,
Bis das Silber rein,
Oben blüht.

Aber wer's verſäumt,
Was in höchſter Glut
Schlacke bot,
Nimmer wieder ſchäumt
Es aus Nacht und Tod
Ihrer Flut.

Geduld.

Wie ſtarr du auch zur Stelle klebſt,
Doch längſt ſich deine Schnur;
Ich fühl' es mit dir, daß du lebſt;
Du tickſt ja — alte Uhr!

Sie trägt, die ab die Feder ſpannt,
Geduldig ihre Laſt,
Und pickt an ihrer ſtillen Wand
Entgegen ſüßer Raſt.

Wie ſchleichen in der Nacht, ſo lang,
Die Stunden, ach! ſo ſchwer!
Da ruft es leiſ' mit Silberklang:
Horch! wieder eine mehr.

Und immer tiefer zieht die Schnur
Hinunter das Gewicht;
Nur einen Tag, noch einen nur,
Geduld! dann länger nicht.

Geduld mein Herz! noch einen nur,
Dann kommt auch Deine Nacht;
Dies Endchen noch der langen Schnur,
Dann iſt der Lauf vollbracht!

Da geht der Herr vorbei der Uhr
Zu Bett, und ſchaut hinauf,
Und faßt ſie gähnend bei der Schnur,
Und zieht ſie wieder auf.

Die Thurmuhr *).

Ich hatt' mein Tagwerk wohl vollbracht,
Und draußen durch des Sturmes Weh'n
Klang dumpf der Schlag der Mitternacht;
Ich ſprach: 's iſt Zeit zu Bett zu geh'n.
Im Herzen Ruh', und draußen Sturm,
Geht ſich's zu Bett mit wahrer Luſt.
Bedaure dich, armer Kirchenthurm,
Daß du die Stunden ſchlagen mußt.
Ein Herz, das immer wacht und ſorgt,
Daß es die Stunde nicht verhorcht,
Es muß wohl ganz erſchrecklich ſein! —
So fuhr ich in das Bett hinein.

Und juſt, wie ärger 's draußen fegt,
Und Regen mir an's Fenſter ſchlägt,
Und heult und pfeift, und ſtößt und thut,
Iſt mir ſo heimlicher zu Muth,
Und fühl' ſo recht mit warmem Sinn,
Wie angenehm ich ſchläfrig bin.

*) In der Biographie des Verfaſſers iſt bereits erwähnt, daß er häufig an Schlafloſigkeit litt.

Du lieber Gott! zu jener Zeit,
Wo das Examen war nicht weit,
Wie ich mit Namen von Muskeln und Knochen
Manch' ſchöne Nacht mir den Kopf zerbrochen;
Konnt's nie behalten von den Nervenpaaren
Ob's eilfe oder neune waren;
'S war alles einzeln, und doch eine Kette,
Das ſchleppt' ich damals mit zu Bette.
Gottlob! das iſt nun längſt vorbei,
Ich lieg' in meinem Bette, frei,
Und drehe meinen Doctor heute
Nun fröhlich auf die rechte Seite.

Und damals, wo das ſüße Bild,
Zwar wunderhold und ſanft und mild,
Doch and'rerſeits auch fürchterlich,
Mir niemals von der Seele wich;
Wenn ich in meinen Kiſſen wühlte,
Wo ich das heiße Herz mir kühlte,
Und ſelbſt wenn alles um mich ſchlief,
Nur immer ihren Namen rief,
Und, keines Ruheſtündchens froh,
Nur dachte: morgen wie und wo? —
Mein Gott! bei ſolchem Lebenoſturm
Da war ich's ja, der Kirchenthurm!

Mein lieber Gott wie dank' ich Dir,
Daß all' das ausgetobt in mir;
Und ſchlaf' nun: rechts, links, ohne Schmerzen,
Wie auf der Leber, auf dem Herzen.

Glücklich, wer ohne Leidenſchaft
Mit freiem Geiſt ſein Tagwerk ſchafft;
Wer Nachts kann, ohne Krampf zu kriegen,
Geſund auf beiden Seiten liegen.

Jetzt will ich mich ordentlich bedecken,
Ich hab' befohlen mich zu wecken.
Es ward ſchon dunkel, und die Lücke
Blieb mir bei Phalaris *) zurücke;
Ich ſehe keine Lodicula,
Und Schreber behauptet, ſie iſt da.
Ich werde nachſeh'n; o! verzwickt,
Daß ich das Buch ſchon vorausgeſchickt.
'S heißt immer, daß wir reiſen ſollen,
Und immer bleibt's beim Sollen und Wollen.
Zwar iſt, bei ſolchem Wetter und Wind,
Gut, daß wir nicht unter Weges ſind;
Allein ich ſchrieb voraus an den Schneider.
Er ſchickt mir am End' über Poſt die Kleider;
So geht's vielleicht gar über quer,
Ich reiſe hin, und das Zeug kommt her. —

Ja ſo, es iſt beſſer auf dem Rücken;
Da braucht man die Augen nur zuzudrücken.
Die Lobos Cerebri vertical,
Das Rückenmark horizontal,
Wie ich bewieſen an den Thieren,
Die ſchlafen ſtehend auf allen Vieren.

*) Der Name eines Grafen.

Ich rücke fort in der Theorie;
Geht's wieder auf Reiſen, vollend' ich's nie.
Das iſt nun aber gewiß die letzte!
Ja, wenn ich mich erſt zu Schiffe ſetzte,
Nach England, und über Paris,
Wo man mich mit Gräſern ſitzen ließ;
Ich bin in meinem Studiren gehemmt,
Es giebt nichts, wenn man nicht ſelber kömmt.
So geht's auch mit meinem Etabliren;
Ich muß hier meine Zeit verlieren.
Was ſoll d'raus werden? Hätt' ich nur Geld,
Mit nichts wird noch kein Haus beſtellt!
Vier Pferde, Wagen, die Meubeln zumal;
Meine Frau braucht einen Türk'ſchen Shawl,
Ich einen Pelz; die Mädchen nicht minder,
Sollen auch ausſeh'n wie Hofrathskinder. —

So ging's in's Tauſend von hundert Dingen,
Es wär' nicht auf zwanzig Bogen zu bringen.
Geht draußen auf einmal die Thüre los,
Ich denke: der Wind thut einen Stoß;
Es iſt der Diener, der kommt mit Licht.
Ich rufe: was giebt's? Der Diener ſpricht:
Der Herr befahlen, ich ſoll es ſagen,
Wann es drei Viertel auf Sechs geſchlagen.
Ich ſeh' ihn an! — ſchlägt's Sechs im Thurm.
O Kirchenthurm! o Kirchenthurm!

Die Nacht.

Ein Lebensmüder hatt' ſich aufgegeben,
Des leeren Kampf's verdroſſen, ewig ſich
Von ſeiner Sterne feindlicher Gewalt
Ungleichen Streit's beſiegt zu ſeh'n, und, ach!
Ein ganzes, langes Menſchenleben lang
Harrt er des heißerſehnten Augenblicks,
Der niederſtäubt die Macht des Irdiſchen
Und den Entfeſſelten zur Freiheit führt. —
Am Abend eines Tags, wie alle, liegt
Er ſtillverzweifelnd auf dem Lager da,
Sein thränenſchweres Aug' emporgerichtet:
O du, wie nenn' ich dich, du eherne
Fühlloſe Bildnerin, Nothwendigkeit,
Die mich zu leben zwang, mich, ohne Kraft,
Und doch bewußt der Herrlichkeit des Lebens;
Mißglückt iſt das Gebilde deiner Hand;
Ich flehe dich, zerbrich's; zerreiß' die Skizze
Die unvollendete, unzuvollendende!
Ein neues Leben mir, dem dürſtenden!
Ich fleh' um Reichthum nicht und nicht um Gold,
Nur um den Tod! erhöre mich, den Tod!
Ein neues, beſſ'res Leben zu beginnen. —
Und ſieh! vor ſeinem Blick, auf dunkler Wand
Erblüht ein heit'rer Glanz, und gold'ne Zeilen
Aufleuchten flammend, wie mit Strahlenſchrift,
Und gierig ſaugt ſein Auge dieſe Worte:

Ich kenne dich mein irdiſches Geſchlecht,
Ich wäge deine Kraft und deine Schwächen.
Wohl iſt es nicht der Erde göttlich Recht,
Am Staube das Unſterbliche zu rächen;
Und ſoll mit neuem Licht der Erde Knecht
Sich kräftigen, ſo muß ſein Auge brechen,
Um mit dem Morgenroth verjüngter Sphären
Selbſt zu verjüngen ſich und zu verklären.

Vernimm, was du erfleht, war ich bedacht
Dir tauſend Mal, eh' du es bat'ſt, zu geben,
Und gab den Tod in jeder ſtillen Nacht
Jedwedem Tag im kummervollen Leben,
Daß du verjüngt, verklärt, zum Licht erwacht,
Mit neuer Kraft ſollſt nach der Tugend ſtreben.
Entſchlumm're denn in dieſer Stunde Frieden;
Was du begehrſt, iſt morgen dir beſchieden.

Die Nachtigall.

Durch das All,
Auf und nieder,
Wiegt mich mein Gefieder.
Sitz' ich oben, und es dringen
Aus dem Buſen heil'ge Lieder,
Und ich ſeh' da unten
In der bunten
Wieſe luſtig Leben ſpringen,
Muß ich flugs hernieder.

Und hab' ich gelacht der Spiele,
Wie die bunten Schmetterlinge
Trieben wunderliche Dinge
Unter Blumen, leſe, viele;
Zückt das Oben wieder
Mein Gefieder.
Und ſo immer überall,
Bin ich eben auf und nieder
Nachtigall.

Zu ſpät.

Horch Nachtigallgeſang in der Erndtenacht!
Die Nacht wie ſtill! wie ſelig der Fluren Tod!
Und du, die Herbſt in Frühling wandelt,
Sängrinn der Liebe, woher ſo ſpät noch?

Entfloh'n dem Käfig, ſucht ſie den trauten Hain,
Die Wipfel ſucht ſie wieder, voll Blüthenduft,
Das Roſenbeet, voll Phantaſieen
Golden hinflatternder Schmetterlinge.

Und dort am Silberbache das Laubgemach,
Das traute, wo zu bauen das Halmenneſt
So ſüß einſt war mit der Geliebten,
Ehe des lauernden Feindes Schlinge

Dich tückiſch faßte. — Süßer noch, klagender,
Als ſelbſt im Frühling, rufet ſie, ſchmachtender;
Und ruft, und ruft, jetzt lauter, ſchmetternd,
So daß die Pappel von Luft erbebet.

Du rufſt umſonſt! Die Tage der Liebe ſind
Dahin; dich höret keine Geliebte mehr;
Und keine Frühlingsau'n erreichte
Mehr die ermattete graue Schwinge.

Du Arme! ſelbſt den Käfig, den fremden, nun
Gewänn'ſt du nimmer! Dorrende Wipfel nur
Durchflatt're ſeufzend, bis die Stürme
Dich in erſtarrende Flocken hüllen.

An Fr. Rückert.

Kurze Lieder, langes Schweigen;
Klein mein Leib und grau,
Einer Nachtigall vergleichen
Kann ich mich genau.

Innig ſelig mein Gekoſe
In der Frühlingsnacht,
Wenn am Tag mich meine Roſe
Freundlich angelacht.

Doch der Winter war gekommen
Und der Wald war ſtumm,
Und das Gras lag abgenommen
Im Herbarium.

Saß betrübt in meiner Klauſe,
Daß ſo frech allein
In der Nachtigallenmauſe
Darf der Sperling ſchrei'n.

Sieh, da blüht in Wintertagen
Mir dein Lenz empor,
Und es ſchlägt dein himmliſch Schlagen
An mein ſtaunend Ohr.

Vor der ſchönſten Liebeslieder
Allerſchönſtem Ton
Wächſt aus ſtruppigem Gefieder
Mir die Schwinge ſchon.

Und ich klage: Falſcher Freimund!
Der ſo hoch entzückt,
Wie ſo lang mit falſchem Leumund
Haſt du mich berückt!

Abendlied. *)

Ich ſtand auf Berges Halde
Als Sonn' hinunter ging
Und ſah, wie über'm Walde
Der Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken ſchauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglocken Lauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich ſprach: o Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und ſchick' mit jedem Kinde
Der Flur, dich auch zur Ruh.

Die Blumen alle ſchliefen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen liefen
Beſänftiget im Bach.

*) Als Fr. Rückert im Jahre 1832 Luthers in Coburg beſuchte, ſchrieb er dieſes Gedicht aus dem Stegreif nieder.

Nun hat der müde Sylphe
Sich unter's Blatt geſetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entſchlummert Thau benetzt.

Es wird dem gold'nen Käfer
Zur Wieg' ein Roſenblatt,
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerſtatt.

Die Lerche ſucht aus Lüften
Ihr feuchtes Neſt im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirſch und Reh.

Wer ſein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin ſich aus,
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich feſſelt ein Verlangen
Daß ich zu dieſer Friſt,
Hinauf nicht kann gelangen
Wo meine Heimath iſt.

Fr. Rückert.

Meine Sonne.

Die Sonne iſt untergegangen,
Mich Bleichen ließ ſie hier;
Was kümmert ſie mein Verlangen?
Was weiß ſie denn von mir?

Die Blumen, die Hügel, die Rücken,
Die hat ſie angelacht;
Sie küßte vom Bergesrücken
Zurück noch: gute Nacht!

Nun iſt ſie ſchlafen gegangen,
Sie denkt an dich nicht mehr;
Und mir iſt vom Verlangen
Die Seele ach! ſo ſchwer.

Ich ſteige von Wipfel zu Wipfel
Hinan in die glücklichen Höh'n,
Vom höchſten Alpengipfel
Dich noch einmal zu ſeh'n.

Da breit' ich Wolkenſäume
Wie Schwanenflügel mir aus;
Bis in die letzten Räume
Treibt's mich nach dir hinaus.

Da lechz' ich bis zum Morgen,
Nach deinem Strahl allein,
Bis wieder dich die Sorgen
Der Welt, der Blumen, zerſtreu'n.

Ich darf des Tags nicht rechten
Um dein geliebtes Licht;
Ach! wichſt du nur in Nächten
Von meinem Himmel nicht.

Die Bergmannsleiche.

Wißt Ihr von des Bergmanns Leiche
Aus dem Schachte zu Falun?
Dem der Gott im Schattenreiche
Unverletzt vergönnt zu ruh'n?
Nicht der Nachwelt Thränen weckte
Dieſer Jüngling grauer Zeit;
Doch den treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergeſſenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
Mußte ſich das junge Herz
Selber ſeine Ruhſtatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz.
Bis nach mehr denn ſechzig Jahren,
Viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann ſchlief.

Doch wie, rein und aufgehoben,
Ruht im Erdenſchooß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
Durch der Menſchen Hände rollt;
So im Schooß metall'ner Klüfte
Schloß das ewige Geſtein
In ambroſiſch reine Düfte
Unverſehrt den Schläfer ein.

Wie er nun an's Licht gezogen,
Blühend wie ein Maientag,
Von Jugend-Roth noch überflogen,
Vor des Volkes Augen lag;
Fragen ſtaunend alle Blicke:
Wer der Wunderjüngling ſei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge ſich, und ſchaut —
Ja; er iſt's der Heißgeliebte!
Und ſie iſt des Jünglings Braut!
„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!“
Sprach's, und ſchlief zum beſſern Leben
An des Jünglings Buſen ein.

Der Vergeſſene.

Schlug ſchon die Stunde zur Abendſchicht,
Und noch ſah er ſein Mädchen nicht;
War vergebens vorbeigegangen
Noch ein Blickchen aufzufangen. —
Wie er nun an der Grube ſteht,
Spricht der Steiger das Nachtgebet.
Er aber denkt: was quälſt mich noch,
Liebe Geſtalt! du liebſt mich doch!
Und wie er anfährt in Gottes Namen
Hört er tröſtlich ſagen: Amen.

Nennchen indeß ſitzt ſtill daheime
Traurig verloren in ſüße Träume.
Denn mit dem einzigen reichen Kind
Iſt der Vater vor Hoffarth blind,
Sieht im Geiſte den Herrn Guardein
Steigers Nennchen, die reiche, frein.
Wie er ihr aber mit Gutem und Zanken
Nicht kann wenden die lieben Gedanken,
Sinnt er auf arge Liſt und Thaten,
Dem armen Bergmann zu Schimpf und Schaden.

Der am unterirdiſchen Ort
Pocht und hämmert ſein Tagwerk fort;
Denkt der Liebſten, und komm ich morgen
Soll ſie am Fenſter wohl lauſchen und horchen —
Donnert auf einmal mit gräßlichem Knall
Durch die Geklüfte der Wiederhall
Und verwubbert — — — und gift'ger Schwaden
Qualmt und verſetzt den keuchenden Athem,
Und gefangen in tiefer Höhle
Liegt verzweifelnd die arme Seele.

Siehe, da kommt's gleich einem Sterne
Näher, und noch aus des Ganges Ferne,
Und einher in der Felſenſpalte
Schreitet ruhig der Bergesalte.
Lieber, ſpricht er, hier iſt's beklommen,
Willſt du in meine Wohnung kommen?

Und den Zitternden bei der Hand
Führt er, und öffnet die eherne Wand.
Gleich dem Dome iſt das Gemach,
Gold'ne Säulen tragen das Dach;
Von Rubin und Saphir zuſammen
Strahlt es, erleuchtet von Naphtaflammen.

Als nun, bangen Geiſtes, der Gaſt
Sich vom erſten Schrecken gefaßt,
Spricht der Alte mit heitern Blicken:
Danke den Göttern, die Gutes ſchicken!

Droben war dir Leides erfunden,
Aber das Glück, es wohnt hier unten.

Immer jung das Leben und ſtark
Hält der Erde kräftiges Mark,
Und aus den Felſen mit reiner Welle
Springt erquickend die friſche Quelle.
Durch der Tiefe geheime Stege
Führ' ich dich unerforſchte Wege,
Wo im Herzen der ewigen Nacht
Wohnt das Feuer, die heilige Macht.

Hoch auf wallt dem Jüngling das Herz —
Doch ihn foltert der Liebe Schmerz.
Ach! hier ſoll ich ohne ſie weilen,
Nicht mit ihr mein Leben theilen?
Mag ich doch nur mit ihr allein
Glücklich ſein!

Spricht der Alte: Was willſt du von ihr?
Guter Jüngling, wer gäb' ſie dir?
Dein aber iſt ihr ew'ger Gedanke
Ihn hält keine Gewalt noch Schranke.
Dort nur wandelt die irdiſche Hülle;
Ihre Seele iſt hier in der Stille.

Und umſäuſelt an Lipp' und Wangen
Fühlt der Jüngling ein leiſ' Umfangen.
Biſt du es? ruft er, und biſt du mein?
Leiſe liſpelt's: ich bin's, und Dein!

Freudig an ſeines Erretters Bruſt
Wirft ſich der Jüngling mit Lebensluſt.
Komm und zeige, wo lang in den Tiefen,
Die ich ſuchte, die Geiſter ſchliefen.
Oeffne den Schooß der ewigen Fülle,
Daß ich mein durſtendes Herz mir ſtille.
Aber ermatt' ich in raſtloſer Müh'
Zeige mir ſie!

Droben indeß im alten Gleiſe
Läuft die Welt nach bekannter Weiſe.
Vater hat Ehr' und noch mehr Leid,
Aennchen hat den Guardein gefreit.
Aber immer zur alten Stunde
Bringt ihr der Geiſt die tägliche Kunde;
Und wenn Keinem ſcheint dergleichen,
Iſt ſie dort in den ſtillen Reichen.

So in der köſtlichen Einſamkeit
Schwindet dem Glücklichen fröhlich die Zeit.
Tritt zu ihm der Geiſt ein Mal,
Spricht: „hoch iſt der Jahre Zahl.
Würdig haſt du dein Werk beſtanden;
Wiſſe! gelöſt ſind ihre Banden,
Und aus der Tiefe zur heitern Höhe
Ruft dich die Liebe, mein Sohn; ſo gehe!"

Sieh'n geöffnet die alten Pforten,
Und zu der Jugend geliebten Orten

Steigt er weinend empor, und ſchaut
Wieder die harrende treue Braut.
Selig leben ſie nun, in Frieden,
Die ein ſchwarzes Verhängniß geſchieden;
Ob im Licht? ob in irdiſchen Tagen?
Kann mein ſterblicher Mund nicht ſagen.

Pyrrha und Deucalion.

Schon längſt erfreuten ſich am ſüßen Leben,
Am Daſein nicht, dem fröhlichen, die Menſchen mehr;
In einem leeren, eitlen Streben
Erſchöpfte ſich ihr Herz, dem Stolz ergeben,
Gelüſtevoll und freudenleer.
Kein Lobgeſang, nicht die Muſik der Luft
Von ſeiner Kinder fröhlichem Gewimmel
Ergötzte mehr des Gottes Bruſt;
Mit Bitten nur beſtürmte man den Himmel. —
Ich ſehe wohl, ſprach Zeus, die Abſicht iſt verfehlt;
Das Glück, das ich auf ſeine Pfade ſtreute,
Sucht dies Geſchlecht, das ſich mit Wünſchen quält,
Nun einmal unaufhörlich in der Weite.
Woher es ſtammt, wohin es ſtrebt, dem Nichts
Geb' ich's zurück!
Der Donn'rer ſpricht's,

Und aus den Wolken bricht's,
Aus Berg und Feldern ſpringen Quellen;
Der Bach erſchwillt, reißt in den Wellen
Schnellwachſend, Hütten fort; der Fluß umbrauſt die Stadt,
Umwühlt den Markt, wiegt aus der Erde Veſte
Hervor den Grundſtein der Paläſte;
Hin ſchießt der Zinnen Pracht, und nimmer ſatt
Klimmt, Menſchen ſuchend, Berg' empor die Fluth,
Umleckt des Aetna Rand, begräbt des Libans Wipfel,
Bis endlich, ob des Atlas Gipfel

Die ſchreckliche von ihrem Tagwerk ruht. —
Vertilgt iſt alle Menſchenſpur; und ſtill und leer,
Herrſcht rings und wälzt die breiten Wellen
Ein Meer.
Nur gräßliche Geſtalten ſchwellen
Wo einſt des Pflügers Pfad; verſchlämmte Säulen
Umſtrickt mit bläulich-kalten Knäulen
Jetzt der Polyp. — Gerächt ergeht der Gott
Sich auf der Waſſer tiefem Schweigen,
Aus deren Grab kein Lerchenlied,
Allein auch nicht Verbrechen ſteigen.

Doch ſieh! aus feuchtem Dunkel glüht,
Wo Phocis einſt gegrünt in Hellas Reichen,
Ein Gipfel noch! ein Heerd! und eine Flamme ſprüht
Hervor aus grünen Lorbeerſträuchen. —
Wie? (ruft ergrimmend Zeus) noch Menſchenſpur,
Die meine Strafen nicht erreichen?
— Es iſt Parnaſſus, ſpricht Merkur,
Zu dem ja nie der Erde Wechſel ſteigen! —
Die Götter ſtürmen hin.

Ein frommes Paar

Umwallt die Glut der heil'gen Flammen,
Und trägt geſchäftig dem Altar
Der Ceder duft'ges Holz zuſammen.
Und als beſorgt die Flamme war,
Wirft betend vor dem Opferheerde
Deucalion und Pyrrha ſich zur Erde,
Und netzt mit Thränen ſie, und ſpricht:

Die Ihr gewollt, daß unſ're Mutter falle,
Zeus Rächer! und Ihr Götter alle!
Verſchmäht der Armuth Opfer nicht!
Gefallen iſt der Thiere Schaar;
Kein Stier, kein Lamm iſt uns geblieben —
Die Thräne bringen wir der Lieben,
Euch dieſe reinen Flammen dar!

Ich kenne dich, ſpricht Zeus (der aus der Wolke tritt),
Du frommes Paar! du haſt dein Herz behütet,
Und was die Welt für das Verbrechen litt,
Das ſei für eure Tugend ihr vergütet.
Verjüngt erſtehe ſie! und Schmerz und Glück
Geb' ich, mit ſeiner Freiheit Rechte,
Des Abnherrn ich dich weihe, dem Geſchlechte
Deucalions getreſt zurück.
Aus flüſſ'gem Thon iſt bald gegoſſen,
Was eure Welt an Händen braucht;
Doch was aus eurem Bund entſproſſen,
Sei Geiſt von meinem Geiſt durchhaucht.

Und wieder durch die Wolken bricht
Der Sonne allbelebend Licht,
Und farbig durch den Himmel ſpannt
Sich der Verheißung Bundesbogen.
Gebrochen iſt die Macht der Wogen;
Hervorblüht ringsum junges Land;
Kurz, wie Ihr's ſeht. Allmählig nun bezogen
Sein Ufer neu der Bach, das Meer den alten Strand.

Orpheus und Euridice.

Verfolgt von der Pelasger Gotte
Nimmt, athemlos von flücht'gem Lauf
Euridicen, die fernſte Grotte
In ſich'rer Nacht Geheimniß auf.
Vergebens ſpäht auf irren Pfaden
Ihr nach des Gottes Racheſchwur,
Denn tauſend freundliche Dryaden
Verweben ihrer Tritte Spur.

Da läßt er ungeheure Stürme
Aus Thraciens Geklüften los,
Und füllt mit giftigem Gewürme
Umher der Wälder feuchtes Moos.
Vergebens wich die Rettungsloſe
Der Wuth, die tauſendfältig droht;
Und in der Felſen dunklem Schooße
Giebt eine Natter ihr den Tod.

Da tritt der finſt're Gott zum Sänger
Und zeigt ihm den erſtarrten Leib.
Mit keinen Schmerzen quält nun länger
Mein Herz dies undankbare Weib:
Mir bot ſie Schmach für meine Leiden,
Dich hat Euridice geliebt;
Verſuche nun die Macht der Saiten!
Ob ſie der Orcus wiedergiebt?

Hinſtarrend auf die gift'ge Wunde
Steht Orpheus, ſtumm, von Schmerz verzehrt,
Bis ſpät dem liederreichen Munde
Die Kraft der Töne wiederkehrt.
Nein! ohne Dich will ich nicht leben!
Ich folge Dir in's Schattenreich.
Und kann es Dich nicht wiedergeben,
Behalt' es mich mit Dir zugleich.

Und ihr, die auf den dunklen Pfaden
Der Tiefe nimmer mich verließt;
Die ihr den Fuß der Symplegaden
Am ſtarren Felſen wurzeln hießt;
Die ihr Aeetes Rieſendrachen
Mit Todesſchlafes Zauber ſchlugt;
Seid an dem rückkehrloſen Nachen
Zum letzten Mal mir jetzt verflucht!

So ſteigt er kühn in ſeinen Qualen
Hinunter in das ew'ge Grab,
Und auf der Leyer goldnen Strahlen
Rinnt ſüßer Zauberklang hinab.
Still rollt die wolluſtvollen Wogen
Der Styx, vom Ufer ſchwimmt der Kahn,
Und von entzückter Luft umflogen
Langt er am Thron der Göttin an.

Er greift in's Saitenſpiel, und Klagen
Entlockt er ihm, und Liebesklang —
Doch wer vermöcht' es nachzuſagen
Was dort der hohe Sänger ſang?
Ein heit'rer niegenoſſ'ner Friede
Sinkt auf des Orcus finſt'res Haus,
Und jede Qual bei ſeinem Liede
Ruht von der langen Marter aus.

Jetzt heilt des Rachegeiers Wunde;
Jetzt ſteigt der Danaiden Fluth;
Dir ſchwillt der Quell zum durſt'gen Munde;
Dein Flügelrad, Ixion, ruht.
An ſchroffer Felſen Ueberhange
Hält Siſyphus den ſchweren Stein;
Und einer Thräne darf die Wange
Der Eumeniden ſich erfreu'n.

Sie aber an des Thrones Schwellen
Liegt da, voll Schmerz- und Luſt-Gefühls,
Und höher ſtets, und ſüßer quellen
Die Töne ſeines Saitenſpiels.
Die Göttin denkt vergang'ner Tage,
Wo ſelbſt ſie fühlt' der Liebe Glück,
Und giebt gerührt von ſeiner Klage,
Die holde Gattin ihm zurück. —

„„Empfange ſie, wenn Kraft zum Schweigen,
Dich zu beherrſchen Muth du haſt.
Denn dieſen freudeloſen Reichen
Iſt jeder Glückliche verhaßt.
D'rum wehre, ſelbſt ſie anzuſchauen,
Dir, bis zum Strahl der Oberwelt, —
Daß nicht in ew'ger Nacht und Grauen
Des Hades Rache ſie behält.““

Und zitternd nur folgt ſie dem Gatten,
Noch ſchüchtern, ſeiner ſich zu freu'n.
Und traurig blicken nach die Schatten,
Wie Eine darf ſo glücklich ſein!
Er aber hemmt der Freude Töne,
Und eilt, bezwingend Blick und Mund.
Ihn ſelber gern, doch murrend jene,
Entläßt am Thor der Höllenhund.

Die Höh'n, wo ſtill die Kindlein ſpielen,
Dem Mutterherzen früh geraubt;
Das Thal, wo ach! noch immer fühlen,
Die ſichern Troſt im Tod geglaubt;
Den Myrthenhain, wo unter Klagen
Verlaſſ'ne Liebe einſam ſchleicht;
Er ſieht ſie nicht, das Herz voll Zagen,
Ob nicht die Gattin von ihm weicht.

Das Feld, wo waffenlos, verdroſſen,
Gefall'ne Helden ſchweigend geh'n,
Wo ihn der ſchweren Fahrt Genoſſen
Mit Geiſtes Gruß und Kuß umweh'n;
Er ſtrebt hindurch, den Lauf zu enden,
Den ſchrecklichen, das Auge feſt,
Das tauſendmal ſich möchte wenden:
Ob ihn die Gattin nicht verläßt?

Jetzt in den neunmal dunklen Bogen
Des Styx, verſinkt die grauſe Bahn,
Und auf des Strom's empörten Wogen
Schwankt fürchterlich der morſche Kahn.
Hier muß ein Sprung hinüber tragen!
Hier gilt's des Helden kühnſten Muth!
Ach! aber ſie? wie ſoll ſie's wagen
Allein, auf der erzürnten Fluth?

Er wagt's, er muß, und ſpringt hinüber;
Hoch ſprützt der dunklen Waſſer Strahl;
Und bebt ... und ſtreckt den Arm herüber
Und ſchaut ſie ... ach! zum letzten Mal. —
Die Hölle ſieht's mit höhn'ſchem Lachen.
Wie weit er Stimme ſchickt und Blick,
Fort wallt der rückkehrloſe Nachen;
Sie ſinkt in ew'ge Nacht zurück.

Ogygia.

Irgend wo in blauen Meereswelten
Schwimmt ein Inſelchen in linder Luft.
Dort allein mit ihres Herzens Freuden
Wohnt Calypſo in kryſtall'ner Kluft.
Weit umher auf ödem Meer verbreiten
Zauberblumen einen Balſamduft,
Und Geſanges wunderbare Weiſen
Hören die vorüberreiſen.

Einſam ſitzt ſie dort die ſtillen Stunden
Webend ihr ambroſiſches Gewand,
Selig; denn ſie hat ein Glück empfunden,
Das der Himmliſchen noch keine fand.
Einen, den ſie liebt, hat ſie gefunden
Eine Seele, die für ſie empfand!
Und wie viel den Göttern Höh'res bliebe,
Was iſt ſeliger als Liebe?

Staunend ſieht ſie einſt den Schwimmer landen,
Sieht den Kühnen, wie er vor ihr ſteht,
Der wie einer, dem nichts mehr verbanden,
Um die Gaben heil'gen Gaſtrechts fleht.
Gern gewährt ſie ihm, der holden Banden
Dankbar, unbewußt, entgegen geht;
Denn ſie fühlt mit wunderbarem Triebe
Die Gewalt der erſten Liebe.

Einen Sterblichen? wo ſind die Maaße,
Wie du einſt ſie im Olymp gekannt?
Wo Apollens Wuchs und Stirn und Naſe,
Wo Hermeia's Fuß, und Libers Hand,
Ihm, der narbenvoll des Lebens Straße,
Wehrvoll, duldend ſich hinunter wand?
Wo die Allmacht, die um Götter wehet? —
Und der Nackte hier, der flehet?

Aber dieſer Augen ſtolzes Brennen!
Dieſes Willens unbezwung'ner Muth,
Würdiger als das bequeme Können,
Das im Schooß der trägen Götter ruht; —
Und der Kampf, ſich ſelbſt nicht zu bekennen,
Was ſich malt in ſeiner Wangen Glut —
Holdes Spiel von Wollen und von Müſſen
Lieblich iſt es, dich zu küſſen!

Denn ſie ſchwelgen dort und blüh'n, und glühen
Dann nur, wann der Trieb ſie überfällt,
Und, geſättigt die Begier, entfliehen
Sie der Göttin, die die Laſt behält.
Dieſes Herz will ich mir ſelbſt erziehen;
Sein Bedürfniß ſei mir meine Welt.
Mögt ihr hoch ob Erd' und Himmel walten!
Laßt mich mein Geſchöpf behalten.

Wie die Mutter ſich ihr Kind bewahret,
Liebevoll, doch ſtrenge von Geſtalt,
Daß der Schwäche nicht der Sohn gewahret
Und entwächſt der zärtlichen Gewalt;
Wachſam ſtets, daß ihn kein Leid befahret,
Bald mit Küſſen und mit Ernſte bald;
So Calypſo wacht mit Zauberbanne
Ob dem holden wilden Manne.

Denn wie ſelig er die ſüßen Freuden
Trauter Nacht in ihren Armen theilt,
Muß ſie ſtets zur Morgenröthe leiden,
Daß er fort zum Meeresſtrande eilt.
Oft auch ſieht ſie Thränen ihm entgleiten,
Unruh'volle, die kein Küſſen heilt;
Denn, von Macht gehalten und getrieben,
Möcht' er flieh'n, und ach! muß lieben.

Wie ein Löwe, den aus Lyb'ſchen Auen
Zahm ein Mann in ferne Länder bringt,
Sehnſuchtvoll den alten Wald zu ſchauen,
Unvergnügt die fremde Koſt verſchlingt;
Herrlich iſt's zu ſehn, und doch mit Grauen,
Wie er raſtlos auf und nieder ringt;
So, gedenk der alten Tag' und Lande,
Schweift Ulyß am Meeresſtrande.

Aber ſie in ſtets erneu'ter Schöne
Steht vor ihm, wann er am trübſten iſt,
Jetzt bezwingt ſein Leid die Macht der Töne,
Jetzt, noch ſüßer, wird es weggeküßt.
Weiſe braucht ſie, bis er ſich gewöhne,
Nun der Anmuth Zauber, nun der Liſt;
Aber ſtets der Kunſt, mit holdem Geizen
Nimmer ſättigend zu reizen.

Und, auf daß ſie jedem Unheil wehre,
Sich zu nah'n der Liebe ſel'gem Schooß,
Löſet ſie von ſeiner Banden Schwere
Tief im Meeresgrund das Eiland los.
Leiſe ſchwimmt's dahin im blauen Meere
Hin und wieder in der Lüftchen Stoß,
Und wie viel im Meer ſich Schiffe zeigen,
Keiner wird es je erreichen. —

Trauter, ſpricht ſie, wohl hab' ich errathen,
Welcher Wunſch Dein ſterblich Herz berückt.
Wenn ſie ſich den ew'gen Göttern nah'ten,
Hat es ſtets die Irdiſchen gedrückt;
Und ſie ringen, eitler Wahn! mit Thaten
Nach der Herrlichkeit, die Götter ſchmückt;
Doch umſonſt! Dir aber will ich's geben:
Sieh! unſterblich ſollſt Du leben! —

Wiſſe, ſpricht er, unſerm Loos, dem herben,
Seinen Lohn auch gönnte das Geſchick.
Muß ein Mann gleich blutig kämpfend werben,
Iſt die That doch ſeines Buſens Glück.
Ohne Murren will ich, heiter ſterben,
Aber gieb die Freiheit mir zurück!
Meine Waffen laß mich und die Auen
Meiner Heimath wieder ſchauen!

Denn ein heil'ges Band, das uns umwindet,
Ihr Unſterblichen, ihr kennt es nicht.
Was ein Mann auch Held' und Liebes findet,
Ueber Alles doch geht ihm die Pflicht!
Wohl iſt nur dem Treuen, den ſie bindet. —
Alſo ſpricht er; ach! und wie er ſpricht,
Steht ſie da in neuer Schönheit Fülle,
Und dahin iſt Kraft und Wille.

Hier zu ſiegen, muß ein Gott ſich zeigen!
Und dem Willigen erſcheint er bald.
Sieh, er naht. Aus dunklen Lorbeerzweigen
Steigt herab die heilige Gewalt.
Jene ſieht ihn, ſchauernd; ihresgleichen,
Aber wie viel höher an Geſtalt! —
Würdig, doch mit innerlichem Bangen,
Wird der hohe Gaſt empfangen.

Niederruhend Der, auf gold'nem Throne,
Nektar koſtend und Ambroſia,
Schaut, wie wonniglich die Nymphe wohne,
Staunenvoll, ſo lieblich iſt es da.
Göttin, ſpricht er, Heil dem Erdenſohne,
Der ſo Köſtliches mit Augen ſah;
Denn, wie viel er ſeh'n mag und erfahren,
Das wird ſtets ſein Herz bewahren!

Doch nun ſo geſchieht der Götter Wille,
Daß nicht länger dieſer Mann hier weilt.
Nicht Genießen ward ihm, nicht die Stille,
Sondern Kampf und Dulden zugetheilt.
Darum, daß er ſein Geſchick erfülle,
Laß ihn jetzt, daß er von hinnen eilt,
Und nach mancher Noth, Gefahr und Wehe
Endlich ſeine Heimath ſehe.

Schweigend hört, mit hingeſenktem Haupte,
Alles ſie, die endlich alſo ſpricht:
Wunderbar! als ich dem Meer ihn raubte,
Kannt' ich ſelbſt der Wonnen höchſte nicht!
Ach! und nun, da ich mich glücklich glaubte,
Iſt er mein nicht, und gehört der Pflicht! —
Spricht's und eilt, und birgt in ſtiller Grotte
Ihre Thränen vor dem Gotte.

Doch nach einer kleinen ſtillen Weile
Tritt ſie ruhig, herrlicher, heraus.
Selbſt ſie führt nun in geſchäft'ger Eile
Den Erſtaunten an's Geſtad' hinaus;
Sucht ihm ſelbſt mit ſcharf geſchliff'nem Beile
Aller Stämm' umher die beſten aus,
Und beſorgt Geräth und Trank und Speiſe
Emſig, freundlich, für die Reiſe.

Und wie alles nun zuletzt vollendet,
Schon das Segel bläht am hohen Maſt
Vom gelinden Fahrwind, den ſie ſendet,
Treibt ſie fort den heißgeliebten Gaſt;
Der wie träumend geht, und oft ſich wendet,
Zaudernd, ungewiß, unwillig faſt;
Aber fort rafft ihn des Windes Wehen;
Und der Gott taucht in die Höhen. —

Einſam jetzt in Meeres blauen Weiten
Lebt die Göttin, ſelig, unbekannt!
Jener Tage ſüßgenoſſ'ne Freuden
Schuf unſterblich ihre Götterhand.
Traun! es mußt ein Gott den Raum durchſchreiten,
Zu erſchau'n das wunderbare Land!
Denn wie viel im Meer ſich Schiffe zeigen,
Keines wird es je erreichen.

Der Norfalls Thurm.

Nach dem Engliſchen von Lewis.

Was jagt euch, Wand'rer, aus wirthlichem Dach?
War weich nicht Euer Bettlein, und warm das Gemach?
Zwölf Uhr hat's geſchlagen auf Norfalls Thurm.
Wie gießt's mit Regen! wie ſauſet der Sturm!

„Und grauſt Dich nicht, Wächter, die heulende Wuth?
Und hörſt Du des Regens unendliche Fluth?
Wohl ehe der Morgen die Nacht durchbricht,
Stürzt über uns krachend Norfalls Gewicht!"

So kehrt nur, Wand'rer, geruhig nach Haus,
Wißt, das iſt Wolkenkönigs Gebraus!
Wolkenkönigs, der nimmer der Rache vergißt,
Alljährlich kehrt er zur ſelbigen Friſt.

Denn alſo begab ſich's: als Abends er fuhr
Auf Sturmwinds Flügeln, um Thule's Flur,
Gewahrt' er, ſauſend um Norfalls Burg,
Ein Fräulein die hellen Fenſter hindurch.

In Blick und Geberde thut Stolz ſich kund
Und zornige Rede ſchwellt höhniſch den Mund;
Doch ihr zu Füßen, bewegt und bemüht,
Ein Edelknabe ſüß blickend kniet.

„O neigſt Du mir nimmer Dein Auge voll Huld?
Und fehlt' ich vermeſſen, wer ſtraft wohl die Schuld?
Wer ſieht Dich, und fühlt nicht des Zaubers Gewicht?
Wer iſt, der ein Herz hat, und giebt es Dir nicht?"

„Wohl bet' ich Dich an, ich bekenn' es, und ſag's,
Dich, Traumbild der Nacht! Dich Gedanke des Tags.
Doch nimmer, o Hohe, mein frommer Sinn
Begehrt der irdiſchen Liebe Gewinn!"

„Der Pilger, er wallt zur Marien-Kapell',
Und küßt voll Demuth die heilige Schwell';
Er rührt von fern an das himmliſche Kleid;
So, Hohe! ſo hab' ich mein Herz Dir geweiht."

Doch ſtolz und hoch ſich die Schöne vermißt:
„Was wagſt du, Knabe, mit keckem Gelüſt?
Wohl mancher König aus nordiſchem Land
Hat ſender Erhörung mir Liebe bekannt."

„Verbirg Dich, Verweg'ner! der athme den Tod,
Deß Lippe die ſchöne Hand mir bedroht,
Die ſchöne, ſo nimmer den ſterblichen Mann
Mit Wonnen des Staubes beſeligen kann."

„Der Sylphen der Luft, der Elfen im Thal
Ein mächtiger König ſei mein Gemahl!
Und löſ't er nicht zween Gebote mir gleich,
Hält doch mich nimmer ſein machtlos Reich!“

Und wie das Wort von der Lippe geflob'n
Bebt Norfalls Burg, und mit Scepter und Kron'
Steht Wolkenkönig, von Brauſen umwallt,
In Donner und Blitz vor der bleichen Geſtalt.

„Du Hochgeſinnte, es iſt Dir gewährt,
Was Dir hochherrſchend Dein Herz begehrt.
Was bietet von Staub Dir der zitternde Wurm?
Ich bringe zum Brautſchatz Donner und Sturm!“

„Und wie Du kühnlich auf Hohes gebaut,
Führt Wolkenkönig Dich heim als Braut,
Und löſ't er Dir zween Gebote nicht gleich,
So halte Dich nimmer ſein machtlos Reich!“

Und ſpricht's, und packt ſie im Wirbelwind
Und flieht mit der ſträubenden Beute geſchwind,
Bis hoch in Lüften ihr bebendes Ohr
Des treuen Knaben Klage verlor.

Jetzt mit ihr ruhend in ſeinem Palaſt,
Der Geiſt ſie ſtreichelt, unlieblich faſt.
„Muß jetzt, Fein-Lieb, den Herren im Reich
Mein' Hochzeit melden, daß ſie kommen zugleich!“

Flugs drei Mal im Wirbel ſich reißt er, und rauft
Drei Haar' aus dem Barte von Nebel betrauft,
Und ſprützet hervor drei Tröpflein Blut
Und zündet's zuſammen bei Blitzes Glut.

Sieh! plötzlich daher auf feuchtem Roß
Ein weißer Reiter die Luft durchfloß;
Die Mutter hinten, die alte Fey,
Eine Perlenſchaale trägt ſie herbei.

„Heil, Wolkenkönig! ich bringe zum Mahl
(Spricht Waſſerkönig) eine friſche Schaal',
Der ſchönen Müllerinn purpurnes Blut;
Ich zerrt' ſie herunter in meine Fluth."

Und wieder ein Wagen anſauſet weich,
Erlkönig mit ſeinen Töchtern zugleich.
Thalelfen umreiten auf Heimchen, gebäumt,
Und geißeln den Alp, der buckend ſäumt.

„Heil, Wolkenkönig! ich bringe zum Mahl
(Spricht Erlkönig) eine friſche Schaal':
Eines Knäbleins Herz, noch zappelnd und warm;
Ich kneipt' und würgt' es in Vaters Arm."

Und wieder ſauſt es, und praſſelt heran,
Glutrother Drachen ſchnaubend Geſpann,
Und Salamander umſchlängeln im Reif
Der gelben Lohe Purpurſchweif.

„Heil, Wolkenkönig! Dein Tiſch iſt beſetzt,
(Spricht Feuerkönig) ſo komm' ich zuletzt.
Drum her die Dirn', und luſtig zum Mahl!
Es iſt die Nahrung dem Feuer ſchmal."

Laut auf Rombilda vor Schrecken ſchreit,
Verlaſſen in gräßlicher Einſamkeit.
„So haſt Du, die kühnlich den Geiſtern geglaubt,
Zum Mahl für Larven der Wüſte geraubt!"

„„Ringſt, Lieb, umſonſt die Händlein wund,
Es iſt der Dämonen alter Bund:
Die willig in Geiſter-Umarmung geruht,
Man ſchmauſt ſie behaglich, und ſaugt ihr Blut.""

„Nie Scheuſal! erfüllſt Du den ſchrecklichen Bund,
Bis Du mir den meinen erfüllet zur Stund.
Denn löſ'ſt Du nicht zween Gebote mir gleich,
So hält mich nimmer Dein machtlos Reich."

„„Ei, Lieb, das macht uns nicht warm nicht kalt;
Nur friſch gefordert, ich bring's alsbald.""
Sie ſinnt und beſinnt ſich, das zitternde Kind,
Und prüft, und wählt, und erwählet geſchwind:

„Der treu mich liebet, den will ich ſeh'n!"
Und vor ſich ſieht ſie den Knaben ſteh'n,
Sein Herz voll Liebe, ihr Herz voll Luſt,
Und drückt ihn innig an ihre Bruſt.

„Den treuen Liebenden zeigst Du mir; doch
Jetzt einen Treuern zeige mir noch!“ —
Ein heulend Kreiſchen zerreißt die Luft
Und Spuk und Zauber zerrinnt in Duft.

Die Morgenſonne bricht hell hindurch;
Kembilde ruhet auf Norfalls Burg,
Und ihr im Arme der holde Knab',
Dem treu ſie Hand und Leben ergab.

Doch wenn des Herbſtes Gleiche erſcheint,
Spukt um die Fenſter der alte Feind.
D'rum laßt ihn ſauſen, ſo kraus er will,
Wenn Morgen anbricht, wird alles ſtill.

Liebesandacht.

Umgiebt's mich hier mit blühenden Geſtalten?
Blickt dieſer Augen Strahl? ſpricht dieſes Wort?
So frag' ich ſchweigend hier; ſie ſchweigend dort:
„Umgiebt's mich hier mit blühenden Geſtalten?“

Was will mich hier ein fremder Zauber halten?
Iſt, wo Du biſt, nicht meine Seele dort?
So frag' ich ſchweigend hier; ſie ſchweigend dort:
„Was will mich hier ein fremder Zauber halten?“

Mich ſchauen hier, ſie dort die Menſchen an:
Wo warſt du Schwärmer? Wo du Schwärmerin?
Sind's Geiſter die dich fragen, oder wir?

Und wie des Sonnenſtrahls, des Blitzes Bahn,
So fliegſt du, Liebesandacht, her und hin;
Dort lächelnd iſt ſie wieder, und ich hier.

Die Liebe.

Ein Sänger ſprach zur Muſe ſeiner Lieder:
Göttin! gieb mir zurück die Liebſte mein.
Der Glückliche, er fand in jedem Stein
In jeder Blum', im Schmetterling ſie wieder.

Im Waſſerfall ſtieg ſie zu ihm hernieder,
Im Morgenduft, in Sonn- und Mondenſchein;
Zuletzt, o Wunder! fand die Liebſte ſein
Das treue Herz in jedem ſchlanken Mieder.

O Laura, ſieh, ſo lieben, leben ſie!
So ſeh' ich ſchaudernd alle Weg' um mich
Erneut das Bild des alten Sündenfalles. —

Fern biſt Du mir, vielleicht ſeh' ich Dich nie,
Und habe doch und liebe nichts als Dich,
Und hab's in Dir, und lieb' in Dir doch Alles!

Die ſieben Wochentage.

♀

Was macht mein Mädchen? ſprich geſchwind,
Wie ſah ſie aus das holde Kind?
Ach! einſam ſitz' ich hier zu Haus,
Allein mit meinem Sehnen.

Sie ſchauet ſtumm zum Fenſter 'naus,
Und weinet helle Thränen.

♂

O ſag', wie ſie mein Briefchen nahm;
Was ſagte ſie, daß ich nicht kam?
Ach! hat ſie doch den treuen Schwur,
Und weiß, daß ich ihn halte!

Sie ſprach: ich weiß, er prüft mich nur,
Und kommt wohl balde, balde. —

♂

Wohl denk' ich heut den ganzen Tag
Ob ich nicht geh'n ſoll, zweifelnd noch;
O! Marter! Prüfung, hartes Joch! —
Doch Seligkeit am Ende!

Sie ſprach: er täuſchte doch mich, doch!
Und rang die ſchönen Hände.

♃

Ihr holder Kummer, o! ſo ſüß,
Er zaubert mir ein Paradies!
Doch wer auch treu am Glauben hält,
Soll nur um Liebe werben.

Sie aber ſchluchzte: falſche Welt!
Im Kloſter will ich ſterben.

♀

Wie? Himmel! ſollt' ich dennoch hin,
Daß ich nicht noch ihr Mörder bin?
Du ſah'ſt doch, wie mein Auge weint,
Und wie ich „Lilli"! lalle?

Sie ſprach: Geh' geh' mit deinem Freund,
Ein Heuchler iſt's, wie Alle!

♄

O Nacht, in Sehnſuchtsglut verwacht!
Ein Tag nur noch, dann iſt's vollbracht.
O ſprich, noch iſt doch nichts geſcheh'n?
Darf ja noch nicht von hinnen!

Sie hat mich ſeitwärts angeſeh'n;
Sie ſcheint auf was zu ſinnen.

☉

O Gott, o Gott, du armes Kind;
Ich merk' es wohl, worauf ſie ſinnt. —
Doch wie, wenn nun, beim Abendſtern,
Ich ihr zu Füßen falle?

Wer weiß. — Sie ſprach: grüß deinen Herrn;
Und zog ſich an zum Balle.

Der Sänger.

Wenn mich kummervoll nach Weiten
Eine eitle Hoffnung zieht;
Wenn, um Fremdes zu bereiten,
Eig'nem Glück mein Herz entflieht;

O dann ruf' in deine Schranken,
Stilles frommes Sängerglück,
Die entrinnenden Gedanken
Wie in's Bett den Strom zurück.

Daß, wie Schiff von trockner Stelle
Wenn ſich Welle d'runter ſchmiegt,
Lebens Laſt auf Liedes Welle
Spielend ſich von dannen wiegt.

Die heimathloſen Sänger.

Weiter ſtrebt und dringt der Blick,
Macht zum Hier die Ferne; Ferne
Kam, und blieb dahinten; Glück
Wohnte unter keinem Sterne.
Immer weiter dringt der Blick,
Raſtlos ſchifft er um die Erde. —
Segler, halt! hier giebt's kein Länger,
Denn in ſich, zum alten Heerde
Krümmt die Laufbahn ſich zurück.
Glück wohnt unter keinem Sterne.
Nur die heimathloſen Sänger
Schweben aller Orten gerne.

Der Schatten.

Was biſt du, das, wenn mir die Sonne ſtrahlt,
Ein toller, ſchwarzer Affe meiner Glieder,
Im luſt'gen Zerrbild ſchmählich nieder
Mich in den Staub geworfen malt?

Das, an die Ferſe finſter mir gebannt,
Den hellſten Pfad mit flücht'ger Nacht beſprenget,
Und über Blumen, giftverſenget,
Den ſchnellen Todesſchleier ſpannt?

Das dann nur weicht, wann, von Gewölk umballt,
Die Sonne weicht von meinen trüben Wegen;
Doch dann auch, wann ihr ſtracks entgegen
Geraden Lauf's der Pilger wallt?

Am gold'nen Morgen hüpft'ſt du neben mir
Durch Edelſtein-bethaute Feenwieſen;
Da träumte ſich zum mächt'gen Rieſen
Der Knabe jubelnd noch in dir.

Doch halbverſteckt, ſelbſt kleiner noch als ich,
Wie drückt'ſt du, als des Mittags Glut ſich häufte,
Indeß vom Haupt der Schweiß mir träufte,
Ein ſcheußlich Abbild, dich an mich!

Nun iſt es Abend, und nun zuckeſt du
Weit über Hügel hin, faſt von mir weichend.
So ſcheiden wir, du wallſt erbleichend
Der Nacht, und ich dem Aufgang zu.

Der Kobold.

Es hatt' ein Bürger ein ſchönes Haus,
Doch wohnt' ein Kobold darin.
Der ſpukt' und fuhr mit Saus und Gebraus
D'rin um, und daher, und dahin.
Wohl hatten Weihwedel und Spruch
Vielfältig den Quälgeiſt verkreuzet;
Doch ihm war, nur ſchlimmer gereizet,
Kein Spruch, kein Wedel genug.

Drob ſeufzet der Meiſter zu ſeiner Frau:
Mein Schatz, was fangen wir an?
Durch Wedel und Spruch, ich ſeh' es genau,
Iſt nichts mit dem Kobold gethan.
Doch in dem beſeſſenen Haus,
Von Netzen des Satans umſtricket,
Tagtäglich gekneipt und gezwicket,
Man hält es nicht länger mehr aus!

So deucht es mir alſo das Allerbeſt',
Daß man ihn verſengt und verbrennt
Zuſammt dem ganzen hölliſchen Neſt,
So hätte das Leiden ein End'.
Und nähmen ein Beutelchen Geld,
Davon wir ein übriges haben,
Und zögen von dannen; nach Schwaben,
Wofern es, mein Schatz, Dir gefällt.

Spricht alſo Frau Martha zu ihrem Mann:
Mein Schatz, wie du ſageſt, es ſei!
Man zieht ſich ſo heimlich nicht aus noch an,
Huckt gleich der Satan dabei.
D'rum brenn' er, der hölliſche Geiſt!
Gleich pack' ich, je eher je beſſer,
Den Bettſack, die Koffer, die Fäſſer,
Und morgen, ſo Gott will, gereiſt.

An ſelbigem Abend, mit eig'ner Hand,
Bevor ſich's der Kobold verſäh,
Schiebt alſo der Meiſter den Kohlenbrand
Ins Haus, und es brennt in die Höh'.
Und wie es recht praſſelt und kracht,
Und brennt bis zur äußerſten Spitze;
Da ſchwenkt er thöricht die Mütze —
Gottlob! nun iſt es vollbracht!

D'rauf klettert er ruhig zu ſeiner Frau,
Die Kinder bewickelt mit Stroh,
Hinan auf der Fuhre beweglichen Bau,
Und fort geht's mit Häh! und mit Hoh!
Man ſpottet des Geiſtes, und ſchreit:
Adieu, Gevatter! wir reiſen!
Und kürzt mit Plaudern und Speiſen
Die Weile der nächtlichen Zeit.

Doch bald nahm die Kälte ſehr überhand,
Und eins nach dem andern verſtummt,
Saß ſtill und rührte nicht Fuß noch Hand,
Blaunäſig und ſteif und vermummt.
Da brummt ein Bekannter im Baß:
„Wenn wir nicht wären entronnen,
„Dann wären wir alle verbronnen!“
Der Kobold ſaß hinten im Faß.

Der Dichter in Schuhen.

Seht hier ruhet ein Dichter in seidenen Strümpfen. — In Stiefeln
Schuf ihn Achaja's Natur; ach! er zerlumpte sie früh.
Doch von Cothurnenleder die Sohle, noch hielt sie; dann schnitt er
Schuh' aus den Stiefeln, und trug sie als Pantoffel zu Haus;
Aber als Schuhe bei Hof; als Schuhe bei Leuten von Stande,
Reiste nach Rom in Schuh'n, trat in den Divan mit Schuh'n,
Die mit Brillanten besetzt und Perlen des heiligen Aufgangs
Lang ein Denkmal nun unſ'res Verblichenen steh'n.
Herrlicher Waller, in Schuh'n! warum die Stiefel verdorben,
Wo es die Alpen der Welt gilt, und den dornigen Pfad,
Hoch umblüht von den Rosen des Morgens, der früher denn Allen
Kommt und auroriſchen Duft gönnet dem Waller des Bergs!
Nun, hier liegt er in Schuh'n, der Stiefel-gebor'ne Achilles,
Nur an der Ferſe warſt Du nackend; es war Dein Geſchick.
Fort ihr aber, geſtiefelte Kater! beſchlag'nes Geſindel,
Nahet dem fürſtlichen Sarg, baarfuß, und küſſet die Schuh!

Die Roſe und der Gärtner.

Soll ihm Roſe duftend blühen
Wann er in den Garten kommt;
Wolle Gärtner ſich bemühen
Zu beſorgen, was ihr frommt.

Einen Stab, an dem ich ſteige,
Oder beſſer ein Spalier,
Für die Fülle meiner Zweige,
Ein bequemes, frommte mir.

Was, den gold'nen Kelch zu nähren,
Meinen Wurzeln dienlich ſei,
Weiß er ſelbſt ſich zu erklären,
Und er ſchaffe Gold herbei.

Ferner woll' ihn nicht verdrießen,
Wenn mein zartes Leben blüht,
Mich auf's beſte zu begießen,
Weil zu heiß die Sonne glüht.

Endlich ſorg' er, mich zu kleiden;
Denn mein zarter Blumenſchmelz
Braucht, um nicht bei Nacht zu leiden:
Tuch, Batiſt und Zobelpelz.

Uebrigens, was komme. Wann ich
Leide, wann es mir gebricht,
Frieren, durſten, ſterben kann ich;
Aber ſorgen kann ich nicht.

Die Roſe.

Die Blumen ſprechen zu der Nachtigall:
Was ſtörſt du unſern Schlaf um deine Roſe
Bei ſtiller Nacht mit deinem Liebesſchall?
Und warum liebſt du mehr denn uns, die Roſe?
Sie ſpricht: der Himmel prangt, die Erd' in ihr;
Das Morgenroth wird zu Smaragd erhoben
In ihrem Kelch; ſie ſprechen: ſo auch wir
Sind, wie die Roſ', aus Erd und Licht gewoben.

Spricht Nachtigall: es ſtreitet mit dem Thau
Die Quelle ſich, wer bei dem Kelch der Roſe
Soll Schenke ſein; ſie ſprechen: ſo genau
Tränkt uns der Thau, die Quelle, wie die Roſe.
Spricht Nachtigall: Tags von der Sonne Licht
Erleuchtet, Nachts vom Strahl des Monds, der Sterne,
Prangt ihr Gemach; ſie ſprechen: minder nicht
Strahlt uns, wir ihr, das gold'ne Licht der Ferne.

Spricht Nachtigall: tief aus metall'nem Roſt,
Mit Naphtaglut bereitet für die Roſe
Der Gnom' unſichtbar ihre Blumenkoſt;
So nimmt, gleich den Unſterblichen, die Roſe
Aus gold'nen Bechern ihr ambroſiſch Mahl,
Daß ſie, mit Recht, mein Lied vor allen preiſet,
Die Göttliche! — ſie ſprechen: ſo zumal
Sind alle wir, wie ſie, bedient, geſpeiſet.

Sie ſpricht: verkündet nicht der Waffen Zier,
Der ſcharfe Dorn, die hohe Fürſtin Roſe?
Die Schlehe ſpricht: gleich mächtige hat mir
Geburt verlieh'n, und ſtärk're, denn der Roſe.
Spricht jene: doch wohl Throne nur verſchönt
Der Sänger Preiß, und ihrer Hymnen Schallen;
Sie ſprechen: Nachtigall! auch uns ertönt
Dein und der Sänger Lied; wie ihr, uns allen.

So ward euch Alles denn, auch mein Geſang,
Spricht Nachtigall, ihr Blumen, wie der Roſe.
Wohl tönend fliegt vorüber euch der Klang,
Empfunden nur vom Buſen meiner Roſe.
Die Liebe nur verſteht des Liedes Schall;
Ihr ſammlet ſich der Klang aus allen Räumen!
Da lächeln ſie, und ſprechen: Nachtigall,
Man hört es wohl, du träumſt, wie Sänger träumen.

Dulcamare.

Kann ich nicht, wie Ihr, behagen?
Bin ich überall zu ſchlecht?
Was mein ſchlanker Zweig getragen,
Keinem Gaumen iſt's gerecht.

Was ich ſtill im Keim empfangen,
Iſt es doch mein einzig Glück!
Und wie hält, was aufgegangen,
Seine reife Frucht zurück?

In den Wieſen, in den Triften
Fette Heerden weidend geh'n;
Laſſen, ſich nicht zu vergiften,
Meine Scharlachbeere ſteh'n.

Wiege Dich an meinen Kelchen,
Wunderbares Sommerkind!
Sollſt in einem Nektar ſchwelgen,
Der aus ſüßem Quellchen rinnt.

Wird der ſtrenge Gärtner ſagen:
Werft das Kraut mir aus dem Land!
Sproſſ' ich, von der Luft getragen,
Wieder an der Alpe Rand.

Denn was ſie an ihren Brüſten,
Unſre treue Mutter, trägt,
In den Felſen, in den Wüſten,
Freudig ſeine Wurzel ſchlägt.

Das Himmelsſchlüſſelchen.

So ſiehſt du denn, zu ſchön'rem Sein erlöſ't
Des Himmels Licht, du freie Erde, wieder!
Wie dehnet ſie, der ſchweren Band' entblößt,
Und regt mit Luſt, und badet ſich die Glieder!

Hervor ſchon dränget ſich die junge Saat;
Es regt das Leben ſich in tauſend Hüllen,
Der Baum, der Wald bricht auf, mit ſchöner That
Die Hoffnung aller Herzen zu erfüllen.

Es trägt die Lerche, jubelnd, himmelwärts
Zum Thron des Herrn das Feierlied der Erden;
Und dennoch mag, und immer nicht das Herz
Recht froh bewußt des jungen Frühlings werden.

Wie üppig auch ſein grünes Buſenband,
Der Bach mit jungen Graſeshalmen ſchmückte,
Kein Bienchen kommt! es bückt ſich keine Hand,
Die ſie zum Schmuck für die Geliebte pflückte.

Aus erd'gem Duft, im feuchten Schooß erzeugt,
Steht dieſes Frühgebild emporgeſchoſſen;
Kein Himmelsthau hat liebend es geſäugt,
Der ehern noch im Firmament verſchloſſen.

Doch ſieh! es bricht aus Südgewölk hervor,
Des Himmels Pförtner naht mit Sturmes Roſſen,
Und krach'nd aufgethan das heil'ge Thor,
Strömt Segen aus, vom gold'nen Blitz erſchloſſen.

Auf fährt, erwacht aus Träumen, die Natur:
Der Frühling wandelt über die Gefilde,
Und ſtreut ein Zeichen aus, auf ſeiner Spur,
Der gold'nen Schlüſſel duftige Gebilde.

Pulſatille.

Am Berg, geküßt im rauhen März
Vom warmen Sonnenſchein,
Bewegt ſich's, wie ein ſchlagend Herz,
Inmitten dem Geſtein.

Tief ſchläft's umher im feuchten Moos,
Umſtarrt von dürrem Rohr,
Da wühlt es aus des Berges Schooß
Zum Lichte ſich hervor.

Zart wie ein Frühlingsmorgentraum,
Ein wunderbarer Zwerg,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er ſteht vor grauem Felſenthor
Und hält ſo freundlich hold
Der Freude klaren Kelch empor,
Gefüllt mit purem Gold.

Hell blüht da oben, bunt und mild,
Der ſchöne Feentraum;
Doch, bald verblüht das duft'ge Bild,
Zerrinnt im leeren Raum.

Da kommt hinab vom gold'nen Zwerg
Die Wunderſag' in's Thal,
Und flugs zu ſchau'n den Zauberberg
Strömt aus das Volk zumal.

Wohl ſchaut's umſonſt und ſucht ſich matt,
Doch findet, der nicht glaubt,
Der Zweifler an der Zauberſtatt
Ein grau Meduſenhaupt.

Das Schneeglöckchen.

Von weitem hör' ich zarten Ton
Wie Silberglöckchen läuten;
Es wird gewiß, ich merk' es ſchon,
Das Frühlingsfeſt bedeuten.

Es ſucht der Elfe **Blanc-gelé**
Sich eine große Flocke
Vom allerbeſten Märzenſchnee
Und macht ſich eine Glocke.

Er hat ſie unter's Wetterdach
Gehängt an eine Stange;
Er ſitzt im feuchten Laubgemach
Und zieht ſie mit dem Strange.

Da fährt empor, und ſpitzt und reckt
Das junge Gras die Ohren,
Und ſtrebt, von dürrem Laub bedeckt,
Sich an das Licht zu bohren.

Das Beſt' iſt's eben nicht, was haſt
Geweckt mit deinem Schallen;
Die Küchenſchell', der Seidelbaſt,
Die Schlimmen, blüh'n vor allen.

Man hört geheim von Gift und Dolch
Verdächtiges Gemunkel;
Man kennt ſie wohl: von Dolch der Lolch,
Von Gifte die Ranunkel.

Da kommt, ſich gegen Frühlingsmacht
Bei Zeiten zu verwahren,
Der Winter brauſend über Nacht
Von Norden hergefahren.

Und ach, am Morgen liegt von Eis
Das Bächlein da, gebunden,
Und alles Feld iſt wieder weiß,
Und alles Grün verſchwunden.

Doch, wie die liebe Sonne ſcheint,
Muß Eis und Schnee zerrinnen;
Das Bächlein, tanzend, trägt den Feind
In ſeinem Strom von hinnen.

O Winter! ſieh'ſt denn nicht das Laub?
Merk'ſt nicht, was das bedeutet?
Du alter Winter blind und taub,
Schneeglöckchen hat geläutet!

Die Zeitloſe.

Hell ſteht im Nebelduft,
Geflohʼn von Hirt und Heerde,
Der Blumengeiſt der Erde
Auf ſeiner grünen Gruft.

Oedʼ iſt es fern und nah;
Der Sommer iſt verglommen,
Schon iſt der Herbſt gekommen,
Sie nur ſteht zeitlos da,

Und hat nicht Frucht noch Kraut.
Es blüht in ſelʼger Fülle,
Was fröhlich Frucht und Hülle
Dem neuen Lenz vertraut.

Anemone.

Ich ging den Richtweg über'n Berg daheim.
Ihr wißt den Fußpfad, welcher ſteil und ſchmal
Zum alten Steinbruch g'rad hinauf ſich reckt,
Mit leichtem Schwung dann von der Höh' hinab,
Gleich wie ein ſchlängelnd Sommerbächlein, gleitet
Die Sonne hatte warm den Tag geſchienen,
Und Keinem dünkt' es ſchier wie Februar.
Doch lag der Schnee breit um die Zäun', und Abends,
Als heim ich ging, da ſtrich's ſo kalt vom Walde,
Daß ich im Tuch mich ganz verhüllen mußte.

Doch eben wo der Fußſteig hinterm Buſch
Auf einmal um des Steinbruchs Felſen ſpringt,
Da rührte mich, ſo oft ich hier gegangen,
Des Thales Abendbild ſo ſeltſam an,
Daß ich mich niederließ, und ſchaut' und ſann,
Und ſüße Thränen mir in's Auge drangen.

Und hört, als ich mich alſo hingeſetzt
Ins dürre Gras, und ſah, wie feuerroth
Die Sonn' in falber Dämmerung verglühte,
Und röthlich, wie der Feen Feld und Wieſen,

Der Leute Land und Wieſ' und Gärten alle
Im Schimmer glänzten, und gemach die Erde
Erſtarrt' im Nachtfroſt; und der Pferde Spuren
Mit dünnen Fenſterlein von Eis befroren,
Und ſtill, wie eine Sacriſtei zu Nacht,
Der alte Steinbruch in den Sträuchen lag:
Da rührt ſich's tönend, wie bei ſtiller Zeit
Wenn eine Mück' in meiner Laute Saiten
Sich hat verirrt, und mit den Flügeln die
Und jene ſummend rührt; doch regte ſonſt
Kein Hälmchen ſich, kein dürres Blatt umher,
Und ſtarr und ſtill lag alles, und der Reif
Spann ſchweigend ſein Geweb' auf dürrer Haide.
Und ſeltſam, daß der Klang ſo traurig war,
Ja Worte hörbar wurden, Worte, zart
Wie leiſe Luft, wie was? ich weiß es nicht;
Wohl ſchwer und bang, wie oft mir ſelbſt geweſen,
Doch was ich nimmer hätte ſagen können.
Mich dünkt, verzeiht! wenn Blüthenduft in Klang
Und Sprache ſich verwandeln könnt', es ſei
Nichts and'res als ein Blumenlied geweſen.
Mir graut' ein wenig, und ich mußte doch
Mich neigen, wo der Klang aus dem Geſteine
Mit allzuzärtlich leiſer Klage quoll.
Und ſo iſt mir, als in das Herz geſchrieben,
Alſo des Lied's Erinnerung geblieben:

Siehe, ſie kommt
Des bangen
Kurzen Lebens
Jüngſte Nacht.

Erloſchen iſt meines Auges gold'nes Licht,
Um mich webt der kryſtall'ne Reif
Mein Bahrtuch ſpinnend
Aus kaltem Lein;
Denn dahin iſt meine Kraft,
Meiner Blume Stütze welk,
Und der Frühling
So fern! ſo fern!

Warum erweckteſt du mich, Sonnenſtrahl?
Ruhig war meines Hüttchens Schlummer,
Süß mein Traum von den Lüftchen des Mai's.

Aber du buhlteſt um meine Hütt', und rieſſt:
Erwach' Anemone!
Ich bin's, der Bote des Frühlings!
Blau iſt der Himmel,
Gold'ne Schäfchen weidet der Haſelbuſch,
Daphne im Walde röthet ihre Blumen,
Und die Lerche
Wiegt ſich ſingend in heit'rer Luft!

Und ich erwachte.
Bebend vor Freude,
Ordnet' ich eilig
Der zarten Glieder
Züchtig Gewand;
Und mit der Blättlein
Sittſamem Fächer
Trat ich hervor.

Aber du goſſeſt dich warm zu mir,
Deckteſt mit Küſſen meine verhüllte Wange,
Schmeicheltest ſo ſüß,
Und des Buſens Schleier
Sank.

Doch ich ſchaut' um mich her
Erſchrocken,
Erröthend,
Fragte: Sonne wo ſind die Geſpielen alle?
Und die Biene, meine Freundin?
Grau ſteht der Felſen,
Dürr der Hügel,
Kalt und tief iſt dieſer Büſche Schlaf!

Du aber zürnteſt koſend und ſprachſt:
Bangt dir alſo um deine Geſpielen?
Liebſt du mich nicht?
Harre bis morgen nur,
Morgen erweck' ich ſie!

Und ich glaubte und ſchwieg.
Und du ſchiedeſt
Und ließeſt die Nacht;
Eine kalte, finſt're, einſame Nacht!
Meine Blättchen alle
Wollig und weich
Deckt' ich über den zarten Leib,
Aber mir ward nicht warm,
Und ich ſtand im Froſt

Zitternd,
Und die Nacht war
Lang
Und kalt, wie der Tod.

Und der Morgen kam,
Spät und ſchwer,
Kam — ach!
Keine Schaale des himmliſchen Thau's
In ſeiner Hand!
Du auch wand'ſt dich herauf,
Sahſt mich, kamſt
Eilig, ſelig,
Koſeteſt an meinem Buſen,
Deckteſt den Mund mir mit langen Küſſen.
So entfloh auch der Tag
Und ich fragte Dich wieder:
Sonne, wo ſind meine Geſpielen?
Du aber floheſt neckend und riefſt:
Morgen! Morgen!

Und ich ſeufzt' und glaubte.
Und die Nacht kam wieder;
Doch ich fühlte die ſchreckliche nicht.
Starr,
Bleich am Boden
Fand'ſt du mich am Morgen,
Und mit buhlender Glut
Hauchteſt du mich wach.

Küſſe nur!
Heiße Küſſe!
Aber keine Geſpielen um mich!
Keine Schaale des himmliſchen Thau's!

Und nun biſt du hinabgegangen, Sonne,
Treulos hinab;
Und ich lechz' an meinem Hügel
Und ſterbe.

Siehe, ſchon ſtarret die Erd',
Und der Reif umſpinnt mich,
Schaurig.

Rufe nun nicht mehr am Morgen:
Erwach' Anemone!
Anemone erwacht nun nicht mehr.

Und ihr, Tage des Maien,
Rufet mir nicht,
Ihr fernen! treuen!
Anemone erwacht euch nicht.

Der Nachtwächter-Ruf.

Daß „Hört ihr Herrn“ der Wächter ſpricht,
Und nicht: Ihr Weiber laßt euch ſagen,
Iſt weil er weiß, ſie hören nicht,
Und laſſen ſich nicht ſagen.

Am Sprudel in Karlsbad.

1794.

Glaubensvoll trat jene Kranke
In des Mittlers Nähe hin,
Rührte nur den Saum des Kleides —
Und, nicht ſiech mehr, pries ſie ihn.

So iſt jene Wunderquelle
Deines Kleides Saum, Natur,
Deiner Myriaden Mittel
Tauſendſtes, o Gott, ja nur!

Denn bald birgſt Du Deine Hülfe
In dem ungeſchätzten Kraut,
Bald ſtärkt ſie den Fuß des Baumes,
Der hoch in die Wolken ſchaut.

Schwärm' ich, wenn ich kühnlich ſage,
Daß Allgegenwärt'ger, Du
In der Quelle Wunderſtrahlen
Steigeſt auf, dem Himmel zu;

So verzeih' es dem Verlangen
Deine Wunder zu erhöh'n,
Und den Brüdern zuzurufen:
Heilig iſt es, wo wir ſteh'n.

Denn Jehovah iſt uns nahe,
Mit Ihm Heil und bei Ihm Glück.
Siech wankt' ich zu dieſer Quelle
Und geheilt geh' ich zurück.

Sollt' ich aber Dich nicht preiſen,
Wie Dich die Geliebte pries,
Dir nicht danken, der mir gütig
Meinen Glauben helfen ließ?

Ja Gott, Dir ſei Lob geſungen
Und mein Leben Dir geweiht,
Die jetzt neuerquickte Seele
Ganz zu Deinem Dienſt bereit.

Hymne

gesprochen beim Actus des Abschiedes vom Gymnasium illustre zu Eisleben. 1796.

Ich wag's und lall' im heiligen Entzücken
Den, dem der Seraph tief sich neigt,
Den mit entglühter Andacht Sonnennahen Blicken
Kein sterblich Aug' erreicht.

Ich mische mich in Eure gold'nen Chöre
Die ihr zu Seinem Ruhme glüht;
Ich schweige nicht von Ihm. Der ganze Himmel höre
Auch meiner Saiten Lied.

Groß ist der Herr, dort kracht's im Donnersturme
Ein Fels dem andern hallend zu.
Hier tönt es sanft im Thal vom kleinen Sternenwurme:
Wo ist ein Gott wie Du?

Sein Odem schilt, die schlanke Ceder rauschet
Und neigt ihr Haupt zur Erde hin,
Erschrocken bebt das Meer, — die Woge schweigt und lauschet
Und rieselt still dahin.

Doch wenn sein Stab die junge Morgenröthe
Aus ihrem Rosenbette weckt,
Dann tönt im Morgenhain der Nachtigallen Flöte,
In Zweig und Busch versteckt.

Dann ſpiegelt, ſteigend, ſich die Sonn' im Meere
Und träuft entzückt den Thau herab,
Und jede Blume trinkt die Perlen Seiner Ehre
Tief in den Kelch hinab.

Und froh erwacht der Menſch; tief von Gefühl durchdrungen
Des, der die Morgenpracht erſchuf,
Und wandelt ſtill entzückt, von Lerchenchor umſungen,
An ſeines Tag's Beruf.

Stimmt laut zum Jubellied die gold'nen Saiten
Ihr Sphären, jauchzender empor!
Es eilt mein trunk'nes Lied den fernſten Sonnenweiten
Und eurem Fluge vor.

Ich bin Sein Bild, zu Seinem Schau'n bereitet,
Von einem regen Geiſt bewohnt,
Der mich im Augenblick in jene Höhen leitet,
Wo unſer Schöpfer thront.

Ich ſehe Ihn, wenn in dem Sternengewühle
Mein thränenvolles Auge irrt,
Wo ſich die Woge thürmt, und wo im frohen Spiele
Die Mücke mich umſchwirrt.

Auf, auf zu Ihm! — Mein Lied ſoll Dich erheben
Mein Herz will Dir ſein Opfer weih'n!
Doch ſoll, Allmächtiger! Dir dieſes ganze Leben
Ein langes Loblied ſein.

An die Geliebte.

1797. Eisleben.

Die letzten Veilchen, die ich fand,
Bring' ich, Geliebte, Dir,
O wären sie von meiner Hand
Lieb und willkommen Dir.

Was grünt und blüht und webt und lebt,
Was Odem trinkt um mich,
Das grünt und athmet, lebt und webt,
Geliebte, nur für Dich.

Ach nichts, was blüht und lebt und webt,
Begehrt mein Herz für sich,
Dieß Herz, von allem was da lebt,
Denkt, weiß, und liebt nur Dich!

Die Treue.

1798. Leipzig.

Du im All der Weltenreiche
Gottes erſtgebor'ne Kraft,
Als des Chaos alte Leiche
Sich zum Leben aufgerafft;
Du zur Königin geboren,
Daß vom Sonnenheer umringt
Aller Weltenzügel Knoten
Sich in Deiner Hand verſchlingt.

Irr an ſchwarzer Todesklippe
Küßt, von Deinem Hauch umweht,
Mit geheimer Glaubenslippe
Seinen Nordſtern der Magnet.
Und am lichtgewebten Bande
Hingezogen durch die Bahn,
Wirft er am erſehnten Lande
Bald des Nachens Anker an.

Weinend reißt von ſeiner Quelle
Sich der Wieſe Silberbach,
Doch in jeder Schweſterwelle
Eilſt Du Deinem Flüchtling nach;
Tönſt zum Monoton der Chorde
Eine leiſe Harmonie
Und in zärtlichen Accorden
Webſt Du nun die Melodie.

Daß der Menſch ſein Schickſal küſſe,
Haſt Du mit der armen Braut
Süßer Hoffnung Hochgenüſſe
Seinen Schmerzen angetraut.
Und wenn ausgeſchlürft die Schaale
Auch der letzten Wonne war,
Reichſt Du ihm im Todesſtahle
Doch noch Deinen Reichthum dar!

Der Mutter Ruf.

1798. Leipzig.

Einſt ſpät in der lauen Sommernacht
Stand der Graf auf des Schloſſes Altan,
Und wies in der weiten Sternenpracht
Der ſtaunenden Knaben Augen an,
Und zog aus der Kindheit Schranken
Der Gottheit hehre Gedanken.

Dort in des Himmels geſtirntem Haus
Wohnt, der euch Leben und Freude ſchenkt;
Wer recht Ihn liebt, der hat's voraus,
Daß Er im Unglück des Lieblings denkt.
Er ſprach's, und ſchied; ſchlaft wohl, ihr Lieben,
Der Hauch der Nacht weht kalt von drüben.

Im langen Flügel der alten Burg,
Drei Zimmer weit von der Knaben Gemach,
Ruhte der Graf die Nacht hindurch
Und ſeufzt' und ſehnte der Gattin nach.
„Ich gab ſie zurück mit Schmerzen!
Nur die Kinder laß meinem Herzen!“

Horch, plötzlich drüben im Kämmerlein
Ruft's den Aelt'ſten bei Namen: Emil!
Der Knab' erwacht: „ſoll's der Vater ſein
Oder bethört mich des Traumes Spiel?“
Doch ſprang er alsbald aus dem Bette —
„Ob der Vater gerufen hätte?“

„„Ich rief Dich nicht; des Schläfers Sinn
Bethört des luſtigen Traumes Spiel.““ —
Doch kaum warf er wieder in's Bett ſich hin,
Da rief es ſchon wieder: Emil! Emil!
Und abermals ſprang er hin: „ich wette,
Daß mich mein Vater gerufen hätte!“

„„O nein doch Lieber, dich äfft der Sturm,
Im Wipfel der alten Ulm' erwacht,
Und Wächterruf, der laut vom Thurm
Verkündet die Stund' der Mitternacht.
Auch rollt der Donner, und Wetter leuchtet;
Geh', hülle Dich ein, der Nachthauch feuchtet.““

Der Knabe gehorcht und ſchleicht zurück
Und weckt den Bruder geſchwind, und ſpricht:
„Der Vater ruft mich im Augenblick,
Und wenn ich komme, weiß er's nicht.
Sei wach, Bruder Ernſt, mir graut alleine,
Gieb Acht, ob die Stimme Dir auch erſcheine.“

Und alles war ſtill im dunkeln Saal,
Nur draußen der ſtürmenden Winde Spiel;
Da horch, da ruft es zum dritten Mal
Und bänger und ſtärker: Emil! Emil!
Da ſprangen zum Vater die beiden Brüder:
„Da ſind wir, riefſt Du doch eben wieder!“

Der Graf erſtaunt, und ſchaut ſie an —
Es rieſelt ihm durch's Gebein.
„Wohlan meine Kinder, die Nacht fortan
Sollt ihr hier ruhen und bei mir ſein.“
Er zog ſie heran mit ahndenden Blicken,
Sie an das klopfende Herz zu drücken.

Und als er ſie hielt und feſt umſchloß,
Da ſtürzt es drüben im Schlafgemach,
Und weitum bebte das graue Schloß,
Und dampfend wälzte der Staub ſich nach.
Und tief in Trümmern der wüſten Stätte
Lag zerſchmettert das leere Bette.

An Johanna, bei Zusendung des Gedichtes: Hero und Leander. *)

1799. Leipzig.

In schlossiger Nacht, in Sturm und Graus,
Löscht bleich die Fackel des Mondes aus,
Gestöber streicht auf wüster Haide —
Kein Licht, keine Stimme aus ferner Weite!

Und Toben und Zweifel und tiefer Schmerz
Wüthet mir durch mein wundes Herz.
Es brausen rings die hohen Wellen,
Den kühnen Schwimmer zu überschwellen.

Horch auf, Johanna! und leuchte mir,
Der kühne Gedanke wogt hin zu Dir.
Mir leuchte dein Auge, daß heiter am Strande
In Deinen Armen Dein Jüngling lande.

*) Eine von Trinius verfertigte metrische Uebersetzung der achtzehnten Heroide des Ovid: Leander an Hero, findet sich in den wöchentlichen Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lectüre in Rußland. Mitau 1806, bei J. F. Steffenhagen und Sohn. 4. Bd. S. 129—136, und S. 168—174.

Anmerkung der Herausgeber.

An meine Flasche.

1799. Bückeburg.

Komm Dichtertrank! Komm blinkender Pokal,
Stets folgsam deines Sängers Winke,
Daß mein' und deine Gluth bei diesem Freudenmahl
In Wechselkuß auf ew'ge Freundschaft trinke.

Im Perlenschaum zum Kranz emporgerauscht,
Des Dichters Lippe duftend zu bekränzen —
Kein Sternenkranz, stolz für dich eingetauscht,
Kann eitle Schläfe schimmernder umglänzen.

Du brennender, wie Glut der Liebe brennt,
Auf! gieß ihn aus; von deinen gold'nen Fluthen
Zum Opfer Ihm, der meine Seele kennt,
Bereit wie du, für Freundschaft zu verbluten.

Ha, wie es stürmt in schwang'rer Geister Schooß
In deinen Flammen hell emporzulodern,
Selbst Phantasie wirrt sich erschrocken los
Aus langen Todesschlafes Modern.

Was, Greo! Was ſpielt um meine Stirn?
Geſang und Reim iſt's, was ich trinkend ſage.
Springt nicht das Lied aus taumelndem Gehirn
Wie Pallas nach Hephäſtos Hammerſchlage?

Sieg über euch, dort im verhaßten Schrank
Ihr Krankengläſer mit verbund'nen Köpfen!
Vermögt ihr's wohl mit eurem Grabgeſtank
Den Lebensquell der Leiden auszuſchöpfen?

Mein Labetrank haßt eurer Schande Spott.
Nur beugt euch tief dem Römer mit Gelübden,
Ihr Leichenwärter vor dem Lebensgott,
Ihr Allgehaßten vor dem Allgeliebten!

An meinen Oheim Dr. Samuel Hahnemann.

1800. Bückeburg.

Im Namen einiger Verwandten.

Wir grüßen feiernd dieſen Tag
Und legen, Vater, unſ're Lieder,
Die unſer Herz voll Andacht ſprach,
Auf Deinen Altar betend nieder.
Und Jeder drückt in Deine Hand
Die Glut, die ihm im Herzen brannte,
Wir zieh'n um Dich ein liebend Band,
Wir Deinem Herzen nah Verwandte.

Wenn aller Zonen Blumenglanz
Die Schimmer ſeiner Lenze ſchickte,
Und Feen Macht mit reichſtem Kranz
Den Altar Deines Feſtes ſchmückte;
Wird unverwelklich, ewig neu
Dich auch der falſche Kranz umringen?
Und um den Vaterſtamm getreu
Die Kraft der jungen Zweige ſchlingen?

Sieh her, wie voller Jugendkraft,
Der Liebe Glanz in ihren Blicken,
Mit innig ſüßer Leidenſchaft
Sich Deine Kinder an Dich drücken,
Und Deines Feſtes gold'nen Strahl,
Zu Gott gewandt die naſſen Augen,
Und ſeiner Freuden hohe Zahl
Entzückt in ihre Seele ſaugen.

Wie dieſer duft'ge Frühlingsſohn,
Sanft angehaucht vom Geiſt der Liebe
In tiefen Kelchen, ſproſſend ſchon
Die Knospe bricht mit ſtarkem Triebe,
(Die Erde hat im kalten Schooß
Vergebens ſeine Kraft gehalten)
Soll deines Lebens ſchönes Loos
Mit junger Anmuth ſich entfalten.

Und wenn, nach langgenoſſ'nem Glück,
Die Sonne, die Dein Haupt gebleichet,
Dereinſt mit abendrothem Blick
Sich in die ſtillen Fluthen neiget,
So wird um das entblößte Haupt
Der Tochterzweige Laub ſich ſchlagen
Und, deſſen Segen Du geglaubt
Dich ſanft in ſeinen Himmel tragen.

Kraft und Wille.

1802. Eisleben.

Nicht wie der Kern der Frucht entfallen,
Trennt von der Mutter ſich das Kind.
Wie es dem Vater einſt gefallen,
Iſt nicht der neue Menſch geſinnt;
Das Leben, das er da erhalten,
Wird er nach ſeiner Art geſtalten.

Und eines Handwerks enge Kreiſe
Sind nicht des Strebens karger Raum.
Die Welt iſt ſeine weite Reiſe,
Und wo ſie ſchließt, beginnt der Traum,
Und nur im kühnſten der Gedanken
Erkennt er willig Ziel und Schranken.

Doch eine Zeit, ein kurzes Leben
Ward aus der Fülle der Natur
Dem armen Menſchen nur gegeben,
Ach ſelber eine Jugend nur!
Und nur was And're träg verlieren,
Kann ſchimmervoll ſein Daſein zieren.

Seht wie ſie jagen, wie ſie ringen!
Wie ſich der Pläne Bogen ſpannt!
Der Schnellſte wird das Ziel erſpringen,
Wird's faſſen mit der ſtarken Hand.
Und was der Welt er abgezwungen
Das hat durch ihn die Welt errungen.

D'rum, ehe noch der Jugend Prangen
An einer kargen Frucht verblüht,
Laßt uns das Herrlichſte verlangen,
Wovon das Herz der Beſten glüht.
Denn wer des Großen kann entbehren,
Kann nur das Niedrige begehren.

Und wo dann, gleich der Zauberruthe,
Des Herzens Schlag an Silber klingt,
Wo plötzlich zu dem Rieſenmuthe
Die Kraft mit Blitzeshelle ſpringt,
Da ſteht im Glanze ſeiner Stärke
Der Menſch vor ſeinem größten Werke.

An die Vergeſſenheit.

1802. Berlin.

Tod des Kummers und der Wonne Leben,
Holdes Blühen, wundervoll Entſchweben
Tiefer Nächte, ſiegreich tief're Nacht!
Dir, Vergeſſenheit, von meiner Noth belaſtet,
Sei, indeß bei Dir mein Kummer raſtet,
Dieſes Lied der Freude dargebracht.

Biſt Du Göttin? Vorſchlaf meines Todes?
Holder Wahnwitz? Kraft? Erbarmung Gottes?
Gaukelſt Du nur Thränen, nächtlich Licht?
Schwerbeladen von der Erde Schmerzen,
Wohnſt Du ſelber in des Unglücks Herzen?
Unerforſchliche! da wohnſt Du nicht.

Still wie Sylphen in Violen ſangen,
Raſch und leiſe wie die Nixen tauchen,
Wie der Elfe ſchlüpft auf feuchtem Gras,
Tauchſt Du auf aus flüchtigen Secunden
Und der lange Jammer iſt verſchwunden,
Und nie elend war, der es vergaß!

Oft wenn mir bei nächtlich ſtiller Kerze
Uebermannt von ſchwerer Leiden Schmerze
In dem Wein die helle Thräne ſchäumt,
Perl's empor aus ſeinen gold'nen Fluthen;
Wahn war's: Leid zu tragen und zu bluten,
Wie ein Glücklicher vom Unglück träumt.

Oft beſchworen von dem heitern Fleiße,
Stehſt Du plötzlich im geweihten Kreiſe,
Hergeſchwebt im Nu des Silberblicks;
Und, gereift im ausgefocht'nen Kriege,
Schlüpft ein beſſres Daſein aus der Wiege
Dieſes ſchöpferiſchen Augenblicks.

Oefter noch wenn ich mit zartem Spiele
Der Natur das Herrlichſte entfühle,
Und die ſchöne Welt des Pinſels prangt;
Haſt Du zärtlich leiſe mich beſchlichen —
Und die große Schuld iſt ausgeſtrichen,
Die der Göze dieſes Balls verlangt.

Wenn die Muſ' in einſam heil'ger Feier,
Töne lockt aus kühngerührter Leier,
Und dem Unausſprechlichſten die Sprache leiht,
Und der Flügel will ſich ſtolz entfalten,
Und das Leben will den Flüchtling halten —
Wer verſöhnt es, als Vergeſſenheit?

Glück hat mir der Gott nicht zugemessen,
O so laß der Leiden mich vergessen,
Daß die Waage sanft sich schaukelnd wiegt;
Auch die Rache nimm aus meiner Seele
Und den Feind und meiner Brüder Fehle
Und die Liebe die mein Herz belügt.

Aber wenn auf schaudervollem Gange
Ich umsonst nach Deinem Kelch verlange,
Und mein Flehen nicht mehr zu Dir dringt,
Will ich mich durch tiefes Dunkel winden;
Um in Lethe's Armen dich zu finden,
Scheu' ich nicht die Fluth, die mich verschlingt.

Subjectivität.

1803. Berlin.

Daß Du Dich rettest aus dem Strom der Zeiten,
Daß Deines Daseins höchste Pflicht sich leiste,
Hebst Du die Splitter auf von Deinem Geiste
Und jagst Symbolen nach, Dich anzudeuten.

Der Formen Gunst erschlichst Du, Dich zu kleiden,
Versuchst der Sitten älteste und neu'ste;
Doch keine Spur blübt hinter Deinem Geiste,
Und immer höher schwillt der Strom der Zeiten.

Willst Du hervor aus Deiner Enge strahlen,
So wand'le still Dein zielbegrenztes Leben,
In seinen Farben wird die Form sich malen; —

Doch wisse nichts als Deines Geistes Streben.
Wie Du erscheinst, wird Deine Welt Dir sagen,
Und Dein Symbol kannst Du bei ihr erfragen.

Gebet der Verzweiflung eines Kranken.

1803. Berlin.

Nimm von mir, Gott, des Lebens ſchwere Laſt,
Ich rufe zu Dir, Herr, um mein Verderben,
Der Flüche letzten, höchſten, die Du haſt,
O ſchenk' ihn mir, Erbarmer! Laß mich ſterben.

Durch meine Seele ſchleicht der kalte Tod,
An meinem Geiſte leckt die gift'ge Schlange —
O, tauche Dich in Waſſer und mit Brod
Und brich die letzten Roſen meiner Wange.

Ich krümme mich in tiefer Armuth Schmach,
Des Lebens Formen löſen ihre Maſſen,
Der Schande Moloch kriecht meinem Namen nach
Und alle Farben meines Seins erblaſſen.

O fällt aus Deiner Allmacht Freudenmeer
Kein Tröpfchen ab für eine leere Schaale?
Kein Biſſen, Herr, für Deine Hunde mehr
Vom Tiſche Deiner üppig reichen Mahle?

Vom Golde nimm, das zu den Juden ſchwimmt,
Der Geier Neſt am Felſen zu erklettern,
Vom reinen Gold, nach dem der Sclave klimmt,
Die Mörder ſeiner Freiheit zu vergöttern.

Vom Golde nimm, des unter Rieten rollt,
Dem reichen Mann ſich tückiſch zuzuloſen
Und zahle aus den ſchwer verdienten Sold,
Die Du zu leben zwangſt, den Freudenloſen.

Allein haſt Du des Unrechts Bubenrecht,
Haſt Du das Glück verſchenkt an Deine Lieben,
Wohlan, den Tod, Erbarmer, Deinem Knecht;
Er iſt in Deiner Gotteshand geblieben.

Laß an der Bergkluft buntbeblümtem Hang,
Den falſchen Tritt auf feuchtem Raſen gleiten,
Im Wetterſtrahl, bei Sturm und Donnerklang
Entraffe mich der Erde ſchweren Leiden.

Doch weigert Deine Gnade mir den Tod,
So gieb mir Qualen, bis ich ſtiller werde,
Und lächelnd in dem Wahnſinn meiner Noth
Mich ſelber miſche mit der kühlen Erde.

Rückblick zum Arctur.

1803. Berlin.

Schwebſt Du noch in deiner blauen Ferne,
Der ſich durch die Wolken wand,
Als die Waage zweifelnd ſtand —
Und nur noch im Meer der Sterne
Scheue Hoffnung Anker fand?

Waffenlos, in ird'ſcher Ordnung Ketten,
Aller Hoffnungen verwaiſt,
Konnte den verzagten Geiſt
Einer höhern Ordnung Kraft nur retten,
Die in Götterbahnen kreiſt.

Was der Menſch ſich auch vom Himmel raube,
Wenn er nur zu ihm, entzückt,
In die Kraft der Höhe blickt;
Immer hilft der zauberiſche Glaube,
Wenn die Noth der Erde drückt.

Kriechend durch den Staub mit blöden Augen
Klebt dem königlichen Schwan,
Wird er nach beſtäubter Bahn
Sich nicht in die Fluth des Himmels tauchen,
Bald der Erde Elend an.

An Herrn v. Mirbach (Nachts an ſeinem Bette).

1804. Sallenen in Curland.

Schlumm're ſanft nach ſolcher Tage Kummer,
Freudenlos und ſchmerzenvoll durchwacht.
Alle Leiden hüll' ein ſanfter Schlummer
In den Sternenmantel dieſer Nacht.
Zeige uns, wenn aus Aurorens Blüthen
Licht und Leben auf die Fluren thaut,
Einen Blick, aus dem Geneſung ſchaut,
Und ein Herz voll Hoffnung und voll Frieden.

Unſ're Thränen fließen nicht vergebens,
Nicht umſonſt hinauf ſtarrt unſer Blick,
Droben aus dem Urquell alles Lebens,
Fließt des Glaubens ſüßer Troſt zurück.
Deines Daſeins Blume zu begießen,
Die von eig'ner Fülle Glut gebleicht,
Nieder ſchon ihr blühend Haupt geneigt,
Darum müſſen unſ're Thränen fließen.

Dieſe Kraft und dieſer Wangen Roſe,
Von ſo bittern Leiden hingeknickt,
Keimet wieder aus der Erde Schooße,
Aus der Pflanze, die am Wege nickt.
Was da unterthan dem Loos der Erde,
Der Natur mit Schmerzen dargebracht,
Miſcht ſich wieder in der Blumen Pracht,
Daß es Dir ein ſüßer Balſam werde.

Heil mir, daß Du ihn von mir empfangen,
Mir den Kuß des Dankes reichen mußt.
Mein iſt dann die Blüthe Deiner Wangen,
Mein der Athem Deiner edlen Bruſt!
O mein Loos iſt ſüß! denn Du wirſt leben,
Leben und des Daſeins Dich erfreu'n,
Lange noch der Deinen Vater ſein,
Lange noch uns Rath und Hülfe geben.

Sei dann willig zu dem Thränenmahle,
Nimm den bitter'n Kelch aus meiner Hand!
Leben ſtrömt aus dieſer Wermuthſchaale,
Und Geneſung von des Kelches Rand.
Wann der Vollmond ſich im Teich wird malen,
Wann er wieder lacht vom blanken Eis,
Trittſt Du plötzlich in der Freunde Kreis
Und willkommen! tönt's bei den Pokalen.

Mein Wunſch.

1804. Gewesen in Curland.

Eine holde Sonne umſcheint den Herrenſitz,
Vögel im grünen Gebüſch ſingen, und Thaugeflimmer
Spielt im Graſe; blaues Himmelsgewölk ruht im
Schooße des Teiches.

Herrliche große Natur! Dich haben wir,
Aber wir wohnen hier in dem beengten Haus,
Schaffen uns Sorgen und Qual, und rufen Leiden
Ueber die Schwelle.

Aengſtlicher Neid, und ärmlicher Vortheil
Sitzt mit der Karte Glück am leberverſtopfenden
Tiſche; und einer fürchtet des andern
Heimlichen Leumund.

Dich verſteben wir nicht, Dich begreifen wir nicht,
Zitternd darben wir in Deinem Reichthum,
Suchen das Glück und die Freude; aber wir geben
Nicht auf die Wieſe,

Nicht in den Hain, wo Gott die Frühlingsblume
Künſtlich entfaltet, und an jungen Birken
Duftende Blätter treibt und des Räuchens
Leben hervorruft.

Eng iſt des Menſchen Herz, und Eine Sorge
Fühlt es giftig ganz; doch die Natur iſt
Weit und groß, und dennoch könnten der Seele
Arme ſich faſſen.

Möchte Natur, mein eig'ner kleiner Heerd
Dampfen in Deine Bläue ſein Morgengewölk;
Und mit ſeinem Weibchen, froher Seele, Dein
Freund Dich durchwandeln.

Oder, da mich die Pflicht hält, und die Kette
Mir noch den Fuß hemmt, möcht' ich
Frei meine Seele ſtimmen, wie Du der Lerche
Zwitſchernde Töne;

Laſſen den Neid, und das falſche Glück,
Fürchten nicht Leumund und nicht verdienen,
Und, Dich im Herzen, dieſes enge Haus
Lachend bewohnen.

Hochzeitslied.

1804. Geweſen in Curland.

Es geht ein deutungsſchweres Leben
Aus dieſes Tags Geſtirnen auf.
Stremreißend wird das ſtille Streben,
Schweißtriefender mein ſteiler Lauf.
Mit meinem Schickſal ſich zu gatten,
Jagt dieſer ſchwer betrog'ne Tag,
Untrennbar, wie der treue Schatten,
Umklammernd meinem Leben nach.

O Du, die ihrer Seele Frieden,
Mir glückverſtoß'nem Mann vertraut,
Welch' Loos hast Du Dir ſelbſt beſchieden?
Wohin Dein Hüttchen Dir gebaut?
Auf öder Wellen ſchwarzem Schooße,
Ein ewig ſturmbewegter Kahn,
Treibt ungewiß der ankerloſe
Und treibt an keinem Eiland an.

Wohin ich, muthig ſchreitend, trete,
Da lauſcht ein tückiſches Geſchick;
Was ich hinauf zum Himmel bete,
Fällt kalt und todt von ihm zurück.
Mitfühlend muß der Rabe bringen,
Was des Prophéten Hunger ſtillt;
Mir wird nach martervollem Ringen
Die Schaale kärglich nur gefüllt!

Und tief, in vieler Leiden Bläue
Erforſcht ſein ernſtes Ziel mein Blick.
Dahin folgt keines Weibes Treue;
Da kehrt ſie, ſcheidend, ſich zurück!
Ob aber auch des Todes Flügel
Um die geheime Schwelle weht,
Ich wand'le ſonder Raſt noch Zügel
Dahin, wo meine Palme ſteht.

Bedenk' es, Du, eh' zum Altare
Dich führt der feſſelſchwere Fuß
Mit mir, der im Verlauf der Jahre
Sein Schickſal ganz erfüllen muß!
Es heißt, durch Dorn und Wüſteneien,
Bis an den Gott-beſtimmten Ort,
Die unzertrennlichen Getreuen
Das Schickſal unerbittlich fort.

Wirſt Du ſolch' Leiden ſtandhaft tragen?
Wirſt Du den ſchweren Lebensgang
Bis an die heil'ge Schwelle wagen,
Von wo der Ruf der Götter klang?
O fliehe vor der Ehe Schmerzen!
Geliebte, bleib' erſchrocken ſteh'n! —
Doch liebſt Du mich aus ganzem Herzen,
Wohlan, ſo laß uns weiter geh'n.

An meine Pfeife.

1805.

Vertraute Du, die von der Lippe mir
So oft die Seufzer meiner Bruſt getrunken,
Entglüht wie ich, wenn einſam ſinnend wir
In tiefere Betrachtungen verſunken.

Die feſt und männlich ihre ſtarke Bruſt
In ein verzehrend glimmend Feuer tauchet,
Und, ſelber unverzehrt, aus ird'ſcher Luſt
Den luft'gen Dunſt der Elemente ſauget.

Die oft, wenn ich der Muſen heil'ger Schaar
Das Lied, die Blume meines Lebens, weih'te,
Süß duftend um den heiligen Altar
Geheimen Weihrauchs Wohlgerüche ſtreute.

Die ungerührt vom falſchen Weiberkuß,
So oft ſie auch mit Seide dich umwunden,
Zu aller Schönen eiferndem Verdruß,
Nur mit dem Manne dich verbunden.

Du hängſt an mir und folgſt mir treulich nach,
Von reger Glut für Deinen Freund entglühet,
Durch Hain und Flur, und längs dem Wieſenbach,
An dem Vergißmeinnicht und Veilchen blühet.

Nur da, wo aus der Bruſt, von Hoffarth aufgebläht,
Das Zartgefühl in Naſen nur geblieben,
Wo nur Pomadenduft und Biſam weht,
Da trennſt Du traurig dich von deinem Lieben.

Der Anmuth Freundin, der Beſcheidenheit,
Der heiligſten Gefühle Zeugin und Vertraute,
Hauchſt Du den Weihrauch frommer Dankbarkeit
Selbſt aus des Wilden Gott-geweihtem Kraute.

Trittſt, wenn der Fremdling zweifelnd vor ihm ſteht,
Ein Friedenszeichen in der Freunde Mitte.
O ſammle mir, von Deinem Duft umweht,
Stets Fried' und Freund' um mich in meiner Hütte.

Die Teichnixe.

1805.

Im Nachtthau, am ſternigen Teich,
Da ſtarrte mit ringendem Herzen
Anſelmo, der Sohn der Schmerzen,
Hinab in das magiſche Reich.
Es ruhten in ſammtener Nacht
In tiefbin prangender Ferne
Der Mond und die ſilbernen Sterne,
Verſammlet in himmliſcher Pracht.

Schön ruhte das liebliche Grab.
Es glitt der buhlende Sylphe
Vom leiſ' erſchauernden Schilfe
Zur Najas, der trauten, hinab.
Es rann durch hangendes Moos
Von Wimpern der ſehnenden Erle
Hinab die blinkende Perle,
Hinab in den heimlichen Schooß.

Und drüben mit wirthlicher Kluft
Umwölbten, beſchattet von Sträuchen,
Die Felſen, in heiligem Schweigen
Die Ruhe der kühligen Gruft.
Still bückte, mit ſchwimmendem Haar
Dem ſeligen Ruhegefilde
Voll winkender Schweſtergebilde
Die hangende Weide ſich dar.

Es ſpielte in magiſchem Schein,
Auf leiſ' entringelnden Wogen,
Die Nixe in hüpfenden Bogen
Am hochbemooſten Geſtein.
Und ihm, aus der Tiefe der Kluft
Ward laut, wie Echo von Klagen,
Dies Wort herüber getragen
Auf weichem Flügel der Luft:

„Hier unten im Arme der Ruh,
Umſtrickt von der weißen Ranunkel,
Schließt friedlich ein purpurnes Dunkel
Hoch über dem Schläfer ſich zu.
Ob ſchäumend die Welle ſich bricht,
Es fährt auf zerriſſenem Spiegel
Der Stürme ſauſender Flügel
Und wecket hier unten uns nicht."

Ihm klopfte die ſchwellende Bruſt.
Er horcht in die ſchweigende Tiefe
Hinunter, ob's abermal riefe,
Hinab mit unendlicher Luſt.
Da faßt ihn ein wonniger Muth,
Schon zerrt ihn am tauchenden Kleide
Die Nix', und über ſie beide
Verſchloß ſich die ſchäumende Fluth.

Die Laube.

1806.

Was hat mein Herz noch zu verlangen
In dieſer Laube Dämmerung?
Iſt, wo ein Ruf mir nicht ergangen,
Um mich des Segens nicht genug?
Durch dieſer Zweige zitternd Gitter
Der Himmelslichter Spiel entzückt,
Und fernher brütender Gewitter
Verhängnißſchweres Auge blickt.

Und flatternd in der Bäume Wipfel
Der Häufling ſeinem Weibchen ruft,
Oft wechſelnd den belaubten Gipfel,
Die Lerche ſteigt in blauer Luft;
Und ſchwere Düfte niederſteigen
Von dieſer Linde ſüßem Strauß,
Und leiſe Winde kühlend ſtreichen
Durch mein beweglich Blätterhaus.

Und was den Sinnen mag gefallen,
Mir meiner Laube Luftraum hält,
Das Bächlein hör' ich plätſchernd fallen
Und draußen das bewegte Feld,
Und ſummend Käferſchen und Fliege
In dem Gezweig ſich ſpielend regt,
Als ob's von ſeinem Gott mich früge:
„Ob mir ein Herz im Buſen ſchlägt.“

Es ſchlägt! es ſchlägt! von deinem Herzen,
Natur, aus deinem Mutterſchooß
Riß es mit nie geheilten Schmerzen
Sich ſtolz zum eig'nen Leben los.
Den Göttern hatt' es ſich entzogen
Und nahm die menſchliche Geſtalt,
Wo es mit ſtets empörten Wogen
Den Sturm der Seele wiederhallt.

Da krochen, bleichen Angeſichtes,
Die prahlende Philoſophei —
Die Motte deines heil'gen Lichtes —
Und Ehre gleisneriſch herbei;
Und Habſucht ſtieg mit Sclavenbanden
Und Ueppigkeit und eitler Wahn
Aus einem Schacht voll Diamanten
Dem ſtolzen Erdenſohn heran.

Da konnt' ihn nicht das Dach belohnen,
Von Immergrün und Moos gebaut;
In Marmor mußt' er prächtig wohnen,
Der herrschend in die Wolken schaut.
Vom Mutterstamme losgerissen,
Mit seinem Namen nur verwandt,
Besucht ihn auf dem Purpurkissen
Kein Duft von dieser Rosenwand.

Und von dem liebenden Umfangen,
Von deinem zarten Kuß, Natur,
Blieb ihm das brennende Verlangen
Der Seufzer und die Thräne nur.
Weh ihm, daß er mit heißem Triebe
Der Tugend Lilie geknickt,
Schon hat der Rachegott der Liebe
Den Pfeil auf seine Brust gezückt.

Dahin ist nun das stille Leben,
Das sich in diesen Blüthen regt!
Dem Wahn des Willens hingegeben,
Wird es in stetem Krampf bewegt.
Mit Neid hört er das Bächlein rauschen,
Das von des Felsens Höhe zielt;
Der Käfer will mit ihm nicht tauschen,
Der hier im Strahl der Sonne spielt.

Umathm' aus deinen Lindenkränzen
Mich inniger, du Nektarhauch!
Umgaukle mich in dichtern Tänzen,
Geflügel von dem Roſenſtrauch!
Umarmet zärtlicher und freier,
Ihr flüſternden Dryaden, mich,
Und enger dräng' um meine Leier
Die Schaar der Pieriden ſich.

Amalie.

1807. Hasenpoth.

Wir saßen eine Marmor-Runde da;
Mich trieb's und hielt's mit unbekannten Qualen,
Ich wußte nicht, was meiner Brust geschah —
Da rührt's mich an mit himmelblauen Strahlen,
Und hocherröthend, freudig und betroffen,
So mußt' ich zittern, huldigen, und hoffen.

Und als verbleichend nach ihr hingewandt,
Im Blicke sterbend, lebend nur im Schweigen,
Viel schwere Monden mir das Jahr gesandt,
Da zeigte sich mir das geliebte Zeichen,
Da mußte sie, mit seelenvollen Blicken,
Den Druck der Hand mir zärtlich wiederdrücken.

Und als verschwelgt des Augenblickes Lust,
Der Sieg erobernd kühn sich weiter dehnte,
Und Wort und Schwur die ungestüme Brust
Von der Vestalin heil'ger Lippe sehnte,
Da wurde, sanft wie Nachtigallenklage,
Die süße Antwort meiner Liebesfrage.

Und als ich ſelig, aber glücklich nicht,
Mit meiner Bitten letzter, wähnt' ich, kniete,
Und zitternd vor dem Engel-Angeſicht
Der Liebe ſchönſten Kelch zu trinken glühte,
Da ſchlug des Kuſſes bräutlich ſpäte Stunde
Und liebetrunken hing ſie mir am Munde.

O Stunde meines Lebens, warm und licht!
Ich kann mit Dir das weite Herz nicht füllen.
Wohl überſchwenglich reich, doch glücklich nicht.
Wo iſt ein Kelch, der Liebe Durſt zu ſtillen?
Nur einen giebt's mit ſchrecklichem Verderben,
Weib! Dich beſitzen — oder ſterben.

Cäſar Alexander.

1807. Hafenpoth in Curland.

(Als Beiwort zu der Ueberſetzung der 12. Ode des 1. Buches des Horaz: an Cäſar Auguſtus.)

Der Strahlenpunkt, zu dem mit ſtarren Blicken
Des Vaterlandes Auge ſich gewandt,
Wohin die Völker ihre Hoffnung ſchicken,
Bethräut vom blutbeſprützten Weichſelſtrand;
Aus ferner Zeit könnt ihr ſein Licht erblicken,
Den Muſen war der Göttliche bekannt.
Nichts vom Olymp ſteigt zu der Erde nieder,
Es lebte denn im Schooß der alten Lieder.

Stets gleichgeſchmückt mit hoher Abkunft Malen
Erſcheint der Größe wechſelndes Gebild.
Im Farbenſpiel der Zeiten mag ſich's malen,
Und ob es ſich in tauſend Farben hüllt,
Von ſeiner Schönheit wundervollen Strahlen
Wird jede Zeit und jedes Aug' erfüllt.
So tönte aus Sabinums alten Tagen
Des Helden Lob, dem unſre Herzen ſchlagen.

Erinnerung.

1807. Wangen in Curland.

Ich denke Dein im Lindengange,
Du fernes Weib der treuen Liebe,
Mir iſt ſo weh, mir iſt ſo bange,
Mich zieht's mit unnennbarem Triebe!

Dort ſucht und irrt mein trüber Blick,
Dort iſt der Himmel und die Ruh',
Hier iſt der Kummer, dort das Glück,
Hier iſt die Sehnſucht, dort biſt Du.

Und blickt'ſt Du zärtlich, blickt'ſt Du gern
In meines Auges Sehnſucht her?
Es ſtrahlte Ruh' der ſchöne Stern
In meiner Bruſt bewegtes Meer.

Und dürft' ich Deine Hand berühren,
Und ſie mit langem Kuſſe küſſen,
Und ſelig mich in Dir verlieren,
Und nichts von dieſer Erde wiſſen!

Und ſänke, wie von Gott bewegt
Dein Mund an meiner Lippen Glut,
Und hauchte, was Dein Herz Dir ſchlägt,
Dein ſüßer Mund: ich bin Dir gut! —

O leeres Träumen! eitles Wähnen!
Kein Gott will meiner ſich erbarmen,
Ich muß Dich ſeh'n in meinen Thränen —
Und nur Dein Schattenbild umarmen.

Vielleicht da oben, wo die Pracht
Der Sonne ſtrahlt, umarm' ich Dich,
Vielleicht da unten, wann die Nacht
Mein Grab umdämmert, ſuchſt Du mich.

Der Geburtstag.

1807.

Wo ein Leben, lang im Schooß verborgen,
Leis' der Banden losgeknüpft,
Plötzlich an dem schöpferischen Morgen
Gleich dem Silberblick ins Dasein hüpft;
Da fällt von der Zeit das tiefe Schweigen,
Die Bezaub'rung ihres Seins
Löst sich, und die Uhren zeigen
Glänzend die lebend'ge Eins.
Und der Mensch ist angefangen,
Und mit rastlos regem Drang
Rüstet er sich zu dem langen
Schweißbetrieften Pilgergang.
Tausend Mögliches umkräuselt
Voll Erwartung seine Bahn,
Und das Unentdeckte säuselt
Aus der Berge Gruft ihn an.
Tausend schwere Pflichten harren
Seines jungen Lebens schon,
Tausend feuchte Augen starren
Auf den neuen Göttersohn.
Doch von Jahr zu Jahre rauscht der Flügel
Der unlauf'nen Zeit heran,
Faßt und hemmt des Lebens rasche Zügel;
Eilender! wie viel hast du gethan?
War dein Leben fleckenlos und rein,
Wird's nicht minder dein Gedächtniß sein.

Die Roſe.

1807. Hafenpoth in Curland.

Im Garten, wo die Zephyr'n koſen,
Da breitet ſich, mit tauſend Roſen,
Ein Stamm an grauer Lattenwand.
Viel hundert bunte Sylphen ſchweigen
Oft wechſelnd in den Nektarkelchen
Und küſſen ihren Purpurrand.
D'rin badet unter zartem Flore,
Den ſie gelöſt mit leiſer Hand,
Ihr ſchönes Angeſicht Aurore.

Nur eine, ſonder Kuß und Spiele,
Hängt freudenlos am welken Stiele
In ihres Laubes Nacht dahin.
Es zehrt an ihr mit ſtillen Schmerzen,
In ihrem nie enthüllten Herzen
Verbirgt ſich ein verſchwieg'ner Sinn.
Der Zelle, düſt'rer ſtets und trüber,
Zieht kalt die munt're Schaar vorüber.

Der Vater ſieht das Kind vergehen,
Und haucht ſie an mit ſüßem Weben
Und küßt den bleichen Mund und ſpricht:
„Von allen Schweſtern Du alleine
Entſchleierſt dem geliebten Scheine
Der Sonne Deinen Buſen nicht.
Was löſchte Deiner Wange Schimmer?
Solch' gramgebleichtem Angeſicht
Bringt Hymen ſeine Fackel nimmer!“

Und Röschen lächelt ſanft und ſchweiget —
Und wie der Abend kaum ſich neiget,
Entwich die Blüthenſeele ſchon.
Und als ſie los den Schleier ringen,
Da liegt mit himmelblauen Schwingen
Des Frühlings ſchönſter Sylphenſohn.
Entſeelt in ihres Buſens Falten,
Bis Ihr der letzte Hauch entfloh'n,
Hat ſtill den Liebling Sie gehalten.

An die Roſe.

1807.

Es nickt ein Röschen in Zephyrluft,
Seiner Schöne ganz unbewußt,
Jungfräulich erröthend verbirgt's den Duft
Tief in der nektariſchen Bruſt!
Kaum dringt ein Bienlein mit zartem Mund
Hinunter in den balſamiſchen Grund.

Alceſt zur Knospe hinab ſich bückt,
Trinkt lang' im ſüßen Geſchwelg!
„O Roſe! wie hat mich dein Hauch erquickt,
Geathmet aus heimlichem Kelch!
O holder Buſen! balſamiſche Bruſt!
Schleuß auf den Becher der blühenden Luſt!“

Und, ach! das hört's mit ſtolzem Gemüth
Und glüht zum Jüngling hinan;
Es dehnt ſich der Schleier und üppig entblüht
Des Duftes veſtaliſche Bahn,
Und ſchwellender unter dem Buſenflor,
Erglüht's und drängt ſich purpurn hervor.

Weit wallt der Duftenden blühend Rad,
Und ringsum das Geflügel vom Beet
Beſchwärmt den lockenden Wonnepfad,
Doch ſeufzet der Jüngling und bebt:
Weh Dir, dort wallet der Mittag her,
Dann ſchließt keine Roſe den Buſen mehr.

Echo.

1807.

Horch! wer belauſcht mein Lied in dieſen Felſen?
Felſen.
Was wäre noch, mich hieher zu begleiten?
Leiden.
Und was erweckt ein Herz in dieſen Klippen?
Lippen.
O ſei gegrüßt Waldſprache! Felsgedanke!
danke.
Wer hauchte Mitgefühl in Deine Klüfte?
Lüfte.
Und weſſen Sprache ſpricht aus dem Geſteine?
Deine.
So wohnen Götter nur im Wiederhalle?
Alle!
Und Glaub' iſt Wiederſchein, und Thränenſchimmer?
immer.
Und außer mir kein Retter? Kein Erbarmer?
Armer!
Was blieb mir denn von allem was entſchwunden?
Wunden.

Von Kampf und Sehnſucht, Hoffnungen und Treue?

Reue.

Kein ſüßer Troſt, der meinem Elend bliebe?

Liebe!

Die Lügnerin! wo wird ſie treu befunden?

unten.

Und was vermag ihr treuloſ Herz zu wenden?

enden.

Und das Aſyl, wo Ruh' ich finden werde?

Erde.

Im December.

1807. Hasenpoth in Curland.

Frage den Süd, was er heult? den Regen, warum er herabſchießt?
Frage: Gewölke, was jagt ihr in der bleiernen Luft?
Neigt ſich zu Weihnacht nicht ſchon das Jahr? und ſind nicht die Gaben
Alle gebracht, und vom Herbſt reichlich die Götter beſchenkt?
Zitternd ſtehet die Erd' und nackt, mit ſtruppigen Stoppeln.
Lang' iſt's her ſchon, im Mai war's, als die Sonne gelacht.
Längſt ſchon iſt der Kraniche Volk gen Süden gezogen,
Längſt hat Arachne der Flur ſchillerndes Lailach gewebt.
Traurig ſchleichet der Bach, und müd'; in dämmernder Felsſchlucht
Ruht' er ſo gern und ſchlief' ſeinen kryſtallenen Schlaf!
Still in des Särgleins ſeid'nem Geweb' am alten Gemäuer
Banget der Raupe nach Dir, ſchwingenentfaltender Tod!
Murrend ſchüttelt die Eich' aus dem Haar den triefenden Regen,
Seufzend nach Schlaf und reckt gähnend das müde Gezweig.
Meine Blumen, ihr nickt ſo bleich am einſamen Hügel,
Holde Kinder des Mai's, Lieblinge, ſchlaft ihr noch nicht?
Lilie und Roſ' ihr verwelkten, der Lauben verduftetes Geisblatt,
Wankt ihr Entblätterte noch auf dem verödeten Beet?
Bräunlich ragt ſchon der Stengel, markloſ, der Buſen zerriſſen;
Längſt ſchon reift' und entfloh weitum die fliegende Saat,
Und der arctiſche Gott, auf des Wagens funkelnder Deichſel,
Wiegt ſich, von Flocken umtanzt, läſſig im ſtürmenden Nord.
Endeſt Du Here noch nicht? o gönne den Schlummer? die Stunde
Sei von Sternen umſtrahlt, ruhig erſtarrend und ſtill.

Die Leiden in Gethſemane.

1808. Carlsbad.

Da, wo zum nahen Ziele
Dein Lauf, Erlöſer, dringt,
Mit tiefem Angſtgefühle
Verzagt die Gottheit ringt,
Wo Deinem reinen Herzen
Der letzte Troſt entflieht,
Da weih'n Dir unſre Schmerzen
Des Danks gerührtes Lied.

Gereift iſt Deine Stunde!
Umſonſt, kein Engel ſtößt
Von Deinem bleichen Munde
Den Kelch, der uns erlöſ't.
Entblößt von allen Freuden,
Wer duldete die Schmach,
Die Angſt, das Seelenleiden
Gethſemane's Dir nach?

Von Deinem Freund verrathen,
Mit aller Elend Schmerz
Dir, Dir allein beladen
Das ſchwergeprüfte Herz,
Den Kelch ſchon halb getrunken
Der harten Mittlerpflicht,
Liegſt betend hingeſunken
Du auf dem Angeſicht.

Und ſüß, doch nur vergebens,
Schlägt inniger die Luft
Des ſchon verſchenkten Lebens
In Deiner Menſchenbruſt.
Da ſucht der tiefe Kummer
Voll liebender Begier
Die Freunde, — ach voll Schlummer —
Und Keiner wacht mit Dir!

Und trauernd von der Erde
Steigt Dein verwaiſtes Herz,
Ob Rettung kommen werde,
Von neuem himmelwärts:
„Was Du gebeutſt, geſchehe!
Wie ſchwer es Vater! ſei!
Doch, iſt es möglich, gehe
Der bitt're Kelch vorbei.“

Doch feſt nunmehr ergreifet
Sein Herz die ew'ge Pflicht.
Und blutig quellend träufet
Der Schweiß vom Angeſicht;
Des Todes Schauer dringen
Durch ſein erſtarrend Blut —
Und Engelhände bringen
Von Gott ihm Kraft und Muth.

O Herr! was Du ertragen,
So ſchwer getragen haſt,
Stillt heiter meine Klagen,
Erleichtert meine Laſt.
Der ſel'gen Zukunft Bote,
Wie ſtrömt mein Herz Dir zu!
Mein Heiland! ſelbſt im Tode
Mein Troſt, mein Gott biſt Du!

Zum Geburtstage Ihrer K. H. der Frau Herzogin Antoinette von Würtemberg.

1808. Töplitz.

Wenn des Abends Silbertropfen fallen,
Und des Feſtes Harmonie'n verhallen,
Und des Opferaltars Flamm' erliſcht,
Horche noch den Tönen meiner Leier,
Die, zu Prachtgeſängen ſtolzer Feier,
Nie die ſchüchternen Accorde miſcht.

Alles hat, was man vom Glück erbittet,
Es verſchwend'riſch über Dich geſchüttet:
Schönheit, Anmuth, Hoheit, Würd' und Glanz.
Jeder Wunſch bereichert Dich vergebens.
Wäre nur das ſchönſte Glück des Lebens,
Rein durch Frieden und durch Dauer ganz.

Jener Gabe Bild, die ich erflehe,
Daß ſie Deines Glückes Ruhm erhöhe.
Sei die Ruhe dieſer Sommernacht.
Wo, bekränzt mit hellem Sternenkranze,
Ueber Deiner Anmuth mildem Glanze,
Sanft der Genius des Friedens wacht.

Deutſches Vaterlandslied.

Sr. Kaiſ. Hoheit dem Erzherzog Carl gewidmet.
1809. Coburg.

An des Vaterlands Altare
Sei uns brüderlich gegrüßt:
Wer dem tiefgebeugten Lare
Eine Schaale Blutes gießt.
Und zerriß im heim'ſchen Lande
Auch die ſüßeſte der Bande —
Laut tön': „Drei Mal hoch dem Braven,
Der der Trennung Schmerz verſüßt.“

Nach Thuiscons gold'ner Kronen
Herrlichſter, in Hermanns Land,
Streckt der Räuber alter Thronen
Seine blutbefleckte Hand.
Rach' ihn, deutſche Brüder! mitten
Aus den Ruh-umkränzten Hütten,
Raubt er kühn das Heil'ge, Höchſte!
Raubt er Fürſt und Vaterland!

Ohne Herz für Deutſche Ehre,
Im befleckten Hermelin,
Prangt der Fremde, liebeleere,
Und kein Band knüpft uns an ihn.
Soll vor ihm ſein Haupt zu neigen
Vater Franz vom Throne ſteigen?
Eher müſſ' aus Deutſchem Buſen
Ehre, Pflicht und Leben flieh'n.

Nur der Sclaven feigem Volke
Zieht der Franke, unglücksſchwer,
Eine hohe Donnerwolke,
Mit des Schickſals Macht daher.
Uns, auf Deutſchlands heil'ger Erde,
Treff' er an, die Hand am Schwerte,
Und der Gott gerechter Waffen
Gott und Carl führt unſer Heer.

Wehe, die dem Augenblicke
Stolze Götzentempel bau'n!
Wehe, die dem flücht'gen Glücke
All' ihr Heiligſtes vertrau'n!
Bald, wie lang es auch verloren,
Kehrt das Recht im Tanz der Horen.
Brüder, unſre Kinder werden
Noch den alten Tempel ſchau'n.

Hart iſt's Brüderblut vergießen,
Hart, ſie feindlich zu befrei'n,
Doch des Wahnes Dämon müſſen
Seine Opfer hinterdrein,
Und wie viel der Wunden bluten —
Heil'ge Donau! deine Fluthen
Waſchen deine grauen Ufer
Bald von allem Makel rein.

Seht den hohen Dreizack trinken!
Brüder, auf! der alte Gott
Will das Blut des Räubers trinken,
Der uns frech mit Ketten droht.
Auf, wie hart der Kampf auch werde,
Leicht wird er auf theurer Erde.
Auf, zum Siegen oder Sterben!
Unſer Heer führt Carl und Gott!

Donica.

(Nach dem Engliſchen des Lewis.)

1809. Coburg.

Das alte Schloß von Arlinkon,
Von ſteiler Felſen Höh',
Wirft ſeiner Schatten mächt'ges Bild
Auf einen düſtern See.

Darin zu fiſchen mit dem Netz,
Kein Fiſcher faßt den Muth,
Und keiner Schwalbe Flügel taucht
In ſeine dunkle Fluth.

Es kommt der Schäflein durſt'ge Schaar
An ſeinen kühlen Bord,
Doch keines löſcht den heißen Durſt
Und ſchaudernd zieh'n ſie fort.

Oft wenn im ſchlanken Rohre ſich
Kein Lüftchen ſpielend regt,
Tobt's in dem See, und weißer Schaum
Die Ufer brauſend ſchlägt.

Und wieder, wenn der Sturm im Wald
Die Fichten heulend bricht,
Stört seine Wuth die tiefe Ruh'
Des blanken Spiegels nicht.

Doch winkt dem Haus von Arlinkon
Ein nahes Todes-Loos,
Tönt wunderbare Melodie
Aus seinem stillen Schooß.

Alt war der Lord von Arlinkon
Und hatt' ein einzig Kind,
Donica, schöner als weitum
Die allerschönsten sind.

Kein Fräulein rings im weiten Land
Ihr gleich erfunden ward,
Der Eltern Stolz, doch heißer noch
Geliebt von Gwerard.

Auch reicht ihm gern die zarte Hand
Die allerschönste Braut,
Und festlich naht der Bundestag,
Der sie dem Liebsten traut.

Da lockt des Abends heit're Ruh'
Hinab in Flur und Hain,
Und lockt den stillen See entlang
Bei hellem Mondenschein.

Sie wandeln froh den See entlang
Und küſſen ſich ſo warm,
Und koſen viel, und wandeln fort
Hinwieder Arm in Arm.

Und alles war ſo ſtill, ſo ſtill,
Kein Wellchen kräuſelt ſich,
Kein Luftchen durch das ſchlanke Rohr
Mit leiſem Flüſtern ſchlich;

Da horch, da tönt aus feuchtem Schooß
Verhallend ein Geſang,
Wie ein entfernter Todtenchor,
Mit wunderbarem Klang.

Und wie des Liedes Klang verhallt,
Erbleicht der Wangen Roth,
Und blaß am Liebſten niederſinkt
Donica, wie der Tod.

Er hebt ſie auf, und ſtarrt ſie an
Und ſchreit vor Schrecken laut,
Und hält verzweifelnd in dem Arm
Die todtengleiche Braut.

Und als er bang und lang den Arm
Um die Geliebte flicht,
Da athmet ſie, und blickt ihn an
Mit kaltem Angeſicht.

Und von des Liebſten Hand geſtützt
Bebt ſchwankend ſie die Bahn
Mit Geiſtertritt, zum Felſenſchloß
Von Arlinkon hinan.

Doch nimmer kehrt das Purpurroth
Den Lippen, blau und kalt,
Die warme Roſenfarbe nicht
Der weißen Geiſtgeſtalt.

Ihr Blick, ſo ſtrahlend und ſo ſchwarz,
Aus hohlem Augenkranz
Strahlt nun viel ſchärfer, fürchterlich,
Mit ſonderbarem Glanz.

Der Hund, der ihr zur Seite ſprang
Sonſt immer um ſie war,
Heult, wann er ſie erblickt, und flieht
Mit hochgeſträubtem Haar.

Doch Gwerard mit treuem Sinn
Verdoppelt ſeine Pflicht,
Neigt mit der Liebe ſanftem Blick
Sich zu ihr hin, und ſpricht:

„Komm Trautchen zum Altar, o komm
Mit mir ins Brautgemach;
Wie kalt Dir ſei, der Liebe Kuß
Küßt wohl die Todten wach.“

Und wie ſie vor dem Prieſter ſteh'n,
Und wie der ſpricht den Spruch,
Da brennt der Kerzen Licht ſo blau
Mit ſchwefligem Geruch.

Und wie der Bräutigam beglückt
Des ſüßen Jaworts harrt,
Da ſchreit ſie auf, und ſinkt und ſtürzt
Hin neben Ewerard.

An Fräulein H. v. S.

Im Mai 1809. Coburg.

Holde Blüthen blicken rings hervor,
Knosp' an Knospe bricht aus enger Hülle,
Denn die Sonne herrscht; ihr Frühlingswille
Führt der Blumen Mädchen-gleichen Chor.
Ueppig drängte sich vielleicht die Fülle
Zu des Lenzes Rosen-Mund empor,
Doch der Himmel wirft mit frommer Stille
Ueber sie den jungfräulichen Flor.
Oeffne dreist, Beglückte, Aug' und Ohren
Dieses Tages süßer Schmeichelei,
Denn in diesem Duftgewölk verloren
Schwebt der schöne Wonnewend herbei.
Und so sei bei Nachtigallgesang beschworen,
Daß der zärtlich liebevolle Mai,
Dessen holde Schwester Du geboren,
Ewig Deines Lebens Sinnbild sei.

Bittſchrift, der Jagdhunde wegen.

1809. Coburg.

Hochweiſes, Hochlöbliches Oberjagd-Gerichte!
Ich thue zu wiſſen, ich gehe zu nichte.
Denn freilich ſollen Hirſchen und Haſen
Hochdero Hunde die Seele ausblaſen;
Allein in welchem Feritreglement
Bin ich unglücklicher Mann benennt,
Daß ich mich mit Jaulen und Querelen
Soll laſſen ex officio zu Tode heulen?
Früh Morgens, wenn der Chriſt ſein Gemüthe
Eröffnet mit einem Morgenliede,
Fährt, ſtatt des Ave, aus meinem Munde
Ein Donnerwetter über die Hunde.
Denn kaum berührt mit dem Roſenfinger
Aurora den hieſigen Hundezwinger,
Als, ſtatt zu Gott ihre Herzen zu lenken,
Die Beſtien gleich an's Frühſtück denken,
Und mit Heulen und Quinkeliren
Ihren Ober-Grütz-Mundkoch citiren.
Mittags aber, wenn ich die Fälle
Von Krankengeſchichten zuſammenſtelle,
Und erwäge, wie die ſchöne Medicin
Muß der Menſchheit zum Troſte blüh'n,
Scheint es, als heulten lauter Geſpenſter
Ganz entſetzlich unter meinem Fenſter.

Kommt nun der Abend, ſo denk' ich: du
Gottlob, haſt nun vor den Canaillen Ruh;
Da iſt's als heulten aus einem Stalle
Alle Hundekehlen vom ganzen Erdballe.
Und ich weiß nicht, wie ich ſolchergeſtalten,
Meine fünf Sinne ſoll beiſammen behalten.
Auch legt, nach Untergang der Sonne,
Ihren Mund zuſammen die Madame oder Bonne.
Doch kaum verſtummt ſie, ſo erklingt
Neues Geheul, und der Hundeſtall ſingt.
Und endlich, die armen zarten Prinzen!
Wie ſchlafen ſie bei ſolchem Hundegrinzen?
Wie darf in die Wiegenlieder der Engel
Sich miſchen das Geheul dieſer Hundebengel?

Ja beſonders verrucht iſt die craſſe
Geburger Jagdhunde Raſſe.
Denn, wenn die Glocken, zum Exempel,
Die Menſchen berufen zu des Herrn Tempel,
Heulen ſie gleichfalls aus aller Macht,
Daß man ſchier meint, es ginge zur Jagd.

Aus dieſen vielfach beweiſenden Gründen,
Wird ſich das Oberforſtamt bewogen finden:
„Wo anders auf dieſem Erdenrunde
Als uns vis à vis zu placiren die Hunde.“

Die Flüßchen.

1809. Coburg.

Was weineſt Du Flüßchen, und ſtutzeſt ſo jäh?
Halt' an deine Wellen, laß fließen gemach,
Was haſt du ſo Liebes verloren?
Und brechend durch Kieſel die mühſame Bahn,
Hub's ſchwer die Stimme voll Thränen heran:
Wohl hab' ich, ach! hab ihn verloren!

Im Schooße der Alpen, zwei Bächlein hell
Von Blumen umnicket, im reinlichen Quell,
Da ſind wir beiſammen geboren;
Und rannen viel fröhliche Monden vereint,
Ich hielt ihn umſchlungen den einzigen Freund,
Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren.

Im Maithal, umfangen von Erlengeſträuch,
Auf ſchmiegenden Binſen ſanft ſchaukelnd und weich,
Da hat er mir Treue geſchworen.
Doch als wir geraunſchet durch Nacht und Geſtripp,
Da ſtürzt' ich vom zackigen Felsgeripp
Und hab ihn, ach, hab' ihn verloren.

Und unten, tiefathmend, da ſchaut' ich und rief:
„Ob irgend in Blumen mein Liebſter wo ſchlief“
Und horchte mit lauſchenden Ohren.
Doch wie ich auch weitum die Stimme verſandt'
Und wo ich geirret, von Land zu Land,
Er war mir, ach! war mir verloren.

Nun rinn' ich noch immer und hoffe ſo gern
Oft ſeufzend, er hab' wohl in äußerſter Fern'
Ein Liebchen ſich wieder erkohren.
Und laſſe doch nicht von Schmerzen und Muth —
Vielleicht erſt im Schooße der Meeresfluth —
Dort find' ich ihn, den ich verloren!

Epiſtel an einen Arzt.

1809. St. Petersburg.

Muße, Freund, Erfahrung, gute Tage,
Zwiſchen Dich getheilt und Theorie'n
Zwiſchen allerlei — Gnoſien und — Logien,
Hat, juſt als ich über Kopfweh klage,
Ueber Magendruck und Gliederzieh'n,
Mir zur Löſung jener gord'ſchen Frage:
Was iſt Krankheit? was iſt Medicin?
Plötzlich wie mit einem Hammerſchlage
Schwert und Panzer und Genie verlieh'n.

Stahl und Hoffmann, Silvius und Haller,
Kämpf der applicirende, und Brown,
Schelling, Reil, kurz die Syſteme Aller,
Mögen ſie, auf Sprützen und Galaun',
Mögen ſie, wie Fröſch' auf Sümpf' und Säfte,
Oder wie ein Gott auf bloße Kräfte
Ihre Neſter oder Himmel bau'n, —
Alle fielen im Moment der Weihe
Wie ein falſcher Traum von meiner Stirn;
Lächelnd ſchimmerte durch eine freie
Endlos weltenleere Himmelsbläue
Mir ein glänzendes Geſtirn,
Und mit einmal ſprang das Neue
Wie Minerva mir aus dem Gehirn.

Rangen nicht Jahrhunderte die Weiſen:
Im lebendigen Gebiet
Jenes dunkle Agens nachzuweiſen,
Das, von ſich bis zu den fernſten Kreiſen,
Jene Radien der Allmacht zieht,
Die wir ſonſt wohl Grund und Urſach' heißen?
Das jedoch als Grund und als Effect
Selbſt erfüllend, was es ſelbſt umſchließet,
Gleichſam in ſich ſelbſt als Bene ſteckt,
Weil es durch ſich ſelbſt zurücke fließet;
Folglich mit demſelben Zauberſtabe
Einen Lazarus zu Boden ſtreckt,
Womit morgen es ihn aus dem Grabe
Spielend wieder auferweckt?

Zwar, man nannte alle dunkle Gründe,
Die ſo philoſophiſch wirken, ſonſt: Natur;
Doch kein Practicus, ein Schächer nur,
Iſt der anſpruchloſe Blinde,
Der auf leidiger Erfahrung Spur
Sich emporfühlt, ob er, trotz der Binde,
Aus dem ew'gen Labyrinthe,
Wie an Ariadne's Schnur,
Sich zu Licht und Wahrheit finde.

Sei getroſt. Hier nimm den Zauberſaken,
Der den Glücklichen, der ihn berührt,
Sei er auch durch ihn hineingerathen,
Aus des Unheils ſchmerzenreichen Pfaden
Selber wieder zu dem Heile führt.

Nimm ihn hin, da wo ich ihn empfangen;
Denn Du weißt nicht, hochbeglückter Mann,
Duftend knüpft er, und von Geiſt umfangen,
Sich in Deinem eig'nen Keller an.
Ja es iſt — es iſt der — aber nein,
Nicht der Paraſiten leckrer Zahn,
Nicht der Wonneraufch der goldnen Gabe
Lobt ſo feurig Deinen Wein,
Ruhig muß der Syſtematiker ſein
Und — wie ich, ſeit ich getrunken habe.

Wein alſo das Organen der Welt —
Je nachdem er ſich durch Faß und Schläuche
Gießt und aufhält, eh' er in die Bäuche,
Wie der Ströme Fluth ins Weltmeer fällt;
Gift und Arzt und Mittel auf einmal!
Ja und jüngſt bei Naumburg aufgeſchoſſen,
Oder drei und achtzig dem Pocal
Vater Rheins, des Göttlichen, entfloſſen.
Gift als Knabe bei dem Freudenmahl,
Dem verſtändige und alte Reben
Nur den wahren Geiſt der Weihe geben.
Gift in Kehlen, die vom Spleen gekrampft,
Nur zu Wiener Tränkchen ſich verdammen,
Gift in Hirnen, die ſein Geiſt umdampft,
Ohn' ein Fünkchen Seele zu entflammen.
Gift in Flaſchen, die der Geiz kredenzt,
Wo Geſichter ſchneidend beim Probiren
Hinter'm Kellner her der Marſchall ſchwänzt,
Nach dem Rang die Gurgeln zu ſortiren.

Ach, da öffnet bald mit Au und Weh
Jaubins der ganzen Hölle Pforten!
Füllte man einmal die Charité
Mit Betrunknen an von allen Sorten —
Sprich, wer ſchmeckte nicht im ernſten Haß:
Vater Noah's ſeligmachend Faß
Sei für uns Pandora's Büchſe werden?
Doch Geduld! (ſo ſchwebt vom Sonnenlichte
Selbſt geſandt, des Mondes Silberpracht
In der langen öden Winternacht
Vor des Samojeden Angeſichte)
Während er zu Boden wirft, bethört,
Während er entzündet und zerſtört,
Mußte ſtill wie Kraft, und mild wie Segen,
Eines Theſeus Götternamens werth,
Der Kryſtall ſich an die Fäſſer legen,
Den der Name Tartarus entehrt.
Willig ſchreitet der mit Löwenmuth
Ganz zu läutern ſeine Heldenſeele
Durch der Flammen martervolle Gluth,
Und wie Schwanen weiß, zur finſtern Höhle
Spült hinab den herrlichen die Fluth.

Alſobald verkündet dumpfes Brauſen
Und des ganzen Mikrokosmos Kampf
Mit den Geiſtern, die im Innern hauſen,
Der Bezwingung fürchterlichen Kampf.
Wie die Hoffnung in die Schmerzen,
Tritt der erſte Friedensſchein
In das Bergemach der Herzen,

In das Duodenum ein.
Rächend ſtürzt indeß der wackre Ringer
Den entfliehenden Dämonen nach,
Und ein Blitzſtrahl, und ein Donnerſchlag
Schleudert rettungslos die Unheilbringer
In des Orkus heimlichſtes Gemach.
Ruhe kehrt hierauf den guten Geiſtern
Und das Reich der Unterwelt wird ſtill.
Aber unbegnügt an dem Entkleiſtern,
Wirft der Schwache, der geneſen will,
Seine Blicke, kummervoll und ſchwer,
Noch einmal nach ſeinem Freund umher.

Sieh! da ſteigt aus dunklem Hinterhalt
In dem Wiederglanz der Tafelkerzen
Still ein Eremit, wie Chronos alt,
Aber Jünglingsgluth in ſeinem Herzen.
Feſtlich kommt er; ruhig tritt er ein,
Langſam lüftet er die heil'ge Schaale:
Weihrauch und Opferduft im Saale
Den Unſterblichen zu ſtreu'n,
Neigt dann freundlich ſich zu dem Pokale —
Und wer iſt es? Abermals der Wein!

Jugend trinkt der Alte; neuen Strebens
Flamme bricht aus off'nem Grab,
Pſyche ſelber trinkt, und nicht vergebens,
Schwindend ſinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab.

In der ſtrahlenden Verklärung Schooße
Endet jezt des Weines Macht,
Und vom Bauchweh zur Apotheoſe
Iſt der Zauberkreis vollbracht.

Herrſche denn hinfort an beiden Gränzen
Unſ'rer aufgeklärten Wiſſenſchaft:
Wein ſtatt Seele, Wein ſtatt Lebenskraft
Statt dynam'ſcher ſchwankender Potenzen.

Doch für unſre neue Weltmenage
Setzen wir, als Terminologie:
Kräzer in die Aetiologie,
Cremor während der Ravage;
Wenn es hilft: Cremitage.

Vier Silben.

Charade.

1809. Coburg.

Was ſchnarrt im Streh mit Zetergeſchrei,
Als wollt' es vor Wunder zerberſten?
Wo der Weiſe nichts ſieht und ſagt alſo: „Ei!
Die gaffernden erſten.“

Was ſpricht mir ſo deutlich, doch hör' ich es nicht,
Was ſendet dem wenzig Verlepten
Geſchoſſe von Strahlen, und Balſam aus Licht?
„Die herrlichen letzten.“

Was zieht mir auf einmal das Bein in die Höh?
Was kneipt mir im ſchottiſchen Tanze
Im Schuhe den Zeh mit Au und Weh?
„Das zwickende Ganze.“

(Hühnerauge.)

Phantaſieen.

1810. St. Petersburg.

Manchen ſah ich krank an Sinnen,
Der in ſchwerem Fieber-Wahn
Luftgeſtalten zu umſpinnen
Wunderbare Fäden ſpann,
Wunderbare Flecken las,
Ohne je ſie zu gewinnen:
Und der Glückliche genas.

Mancher, der im Fiebertraume
Süßer Töne Zauber hört,
Nach des Wandgetäfels Saume
Starr die dunklen Augen kehrt,
Haſcht, und es begreifen will,
Was ihm lebt im leeren Raume,
Stirbt, und ſeine Bruſt wird ſtill.

Mir, auf friſchen Lebenswogen,
Winkt ein himmliſches Geſicht,
Nach muß ich, von ihm gezogen,
Ach! und ich erreich' es nicht.
Kühn und nahe, wie ich bin,
Flieht es gleich dem Regenbogen,
Unergreifbar vor mir hin.

Wenn ich, Du geliebtes Weſen,
Fern dem ſeligen Genuß
Sterben nicht, und nicht geneſen,
Dulden nur und ſchweigen muß,
O ſo gönne mitleidsvoll,
Nur in Deinem Blick zu leſen:
„Ob ich hoffend ſchweigen ſoll?“

Zum Geburtstage der Frau v. St.

(Bei Ueberreichung eines großen mit Bonbons gefüllten Schlüssels.)

1810. St. Petersburg.

Aus allen Landen, von der Elb' und Spree,
Bis zu des Pol's krystall'nen Thoren,
Treibt zauberisch, wie eine Fee,
In einem Zug, Professor, Chevalier,
Linguist, Historiker, Doctoren,
Den Nautiker sogar aus ferner See,
Die lieblichste der wechselvollen Horen
Des Ostermond's zu Deinen Füßen!

So sah man einst vor Naumburgs Thoren
Die Quintessenz der Stadt, den Rath,
Wie er, die Siegeshand zu küssen,
Mit allem Volk gehorsam nahte,
Als trüg' er aller Bürger Geister
Gesammt auf der Paradeschüssel,
So überreicht der Viertelsmeister
Solenn der alten Hauptstadt Schlüssel.
Auch beugte so, von jener Macht bestritten,
Vor der der Stolzeste sich bückt,
Die Unsern Rippen ausgeschnitten
Jetzt Evens schöne Töchter schmückt,
Vor Weibermacht, nicht vor der Waffen Zwange,
Vor Jeanne d'Arc's Autorenzange
Einst Orleans das stolze Knie.

Du ſieh'ſt, Gefeierte, wie ſie,
Von Göttergaben überſchüttet,
Vor einem Zug', der nimmer, nirgend, nie,
Nur einzig Dich, um Gnade bittet:
Nimm hin von ihm das Sinnbild Deiner Macht.
Auch ſind bedeutungsvoll im Innern,
Des Eigenthums Dich zu erinnern,
Die Herzen mundrecht angebracht.
Doch da nach Schiller „ernſten Werken
Auch wohl ein ernſtes Wort gehört",
So will' auf folgend' Sprüchlein merken,
Anbei zum Wiegenfeſt verehrt:

Den Schlüſſel ſoll die Hausfrau führen,
Gleich Petro, der im Himmelszelt
An allen Kirch- und Kellerthüren
Des Freudenreichs die Wache hält.
Und magſt Du, plagt mit Noth und Mühen
Des Lebens Küchenwirthſchaft Dich,
Auch Zucker aus dem Schlüſſel ziehen;
Denn wer das Kreuz hat, ſegne ſich.

An Alexandra.

1810. St. Petersburg.

Wenn Du meiner Lippen Hauche
Freundlich Deine Wange kehrſt,
Wenn Du in mein ſchmachtend' Auge
Arglos Deinen Köcher leerſt —
Rührt der ſtillen ſüßen Leiden
Kein's an Deiner Pulſe Schlag?
Bebt in Deiner Seele Saiten
Auch kein Echo flüſternd nach?

Heiter muß mein Blick voll Kummer
Wie in's Thal die Sonne ſchau'n;
Nur des Nachts auf Deinen Schlummer
Darf ich meine Thränen thau'n.
Aber wenn von Thau und Gluthen
Die geliebten Roſen blüh'n,
Muß ich ſtumm zu fernen Fluthen
Strahlend meine Straße zieh'n.

An Alexandra.

1810. St. Petersburg.

Frage nicht, was tief im Herzen
Meiner Seufzer Klage ſpricht,
Ach! das Wort für meine Schmerzen,
Meine Lippe nennt es nicht.

Frei darf meine Rede wallen,
Jedes Wort iſt mir erlaubt,
Ach! für eins nur unter allen
Iſt die Sprache mir geraubt.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Wenn der Bach durch Veilchen bricht,
Dürfen's leiſ' die Blumen ſagen,
Ich allein, ich darf es nicht.

Liebt vereinſt des Friedens Stunde
Mir herauf im Sternenlicht,
Dann erſtirbt's auf meinem Munde —
Aber ach! Du hörſt es nicht.

Der Bach.

1810. St. Petersburg.

Im kühlen Thal am Felſenhang,
Ringsum begrüßt von Hirtengeſang,
Die Höh'n von Schäfchen umweidet;
Da hat ihr Lager im Erlenſchooß
Auf weichem Moos
Die ſchönſte der Nymphen bereitet.

Dahin, dem Traum der Seele nach,
Schickt immer und immer der ſtille Bach
Der ſehnenden Liebe Gedanken.
Und ſchleichet heran, und zagt, und lauſcht,
Und wogt und rauſcht
Hinab zu den Füßen der Schlanken.

Und wallt und wogt und bebt zurück,
Und grüßet hinab den unendlichen Blick
Von Iris ſchwebendem Bogen;
Und wiegt ſich hinüber auf zartem Schaum
Und küßt den Saum
Der Blümchen mit liebenden Wogen.

Doch all' umſonſt der ſüße Schmerz!
Es hält der Fröhlichen leichtes Herz
Gefangen der gaukelnde Sylphe.
Und ſtill der liebende Bach dahin
Mit trübem Sinn
Entſchleicht im wankenden Schilfe.

Wohl hoffnungslos, doch ſilberrein
Soll, Traum der Seele, für Dich allein
Mein heiliges Leben verfließen,
Und ganz von Deinem geliebten Bild
Mein Herz erfüllt,
Das Auge voll Thränen ſich ſchließen.

Der Peipusſee.

1810. St. Petersburg.

Wenn der Freund mir erzählt, wie Einer auf ſtaubigem Felde
Wandelnd gerufen: hier rauſcht unten ein heimlicher Bach —
Und mit Gelächter vernahmen's die Andern; aber der Grundherr
Grub, und ſiehe, da quoll ſilbernes Waſſer hervor;
Oder von ſchwingendem Pendel, der hoch die verborg'nen Metalle
Wie der Habicht ein Neſt ruckender Lerchen umkreiſt;
Wend' ich mich lächelnd, dann ſpricht er voll Nachdruck: ſo um den Spiegel
Tanzt der Inder, und ſucht hinter dem Glas die Geſtalt.
Thor der! beginn' ich, und will aus der Optik beweiſen; da rieſeln
Ganz unzeitig des Lied's rhythmiſche Wellen hervor.
Wider Gewalt überſtrömt mich das Wort, ſo wie es mir immer
Geht, und ich frage mein Ohr, wie es die Blumen belauſcht,
Wie es die Hymnen der Sterne vernimmt, und der Nymphen des Berges
Tönende Stimmen gehört und der Najaden Geſang.
Aber er hält ſich umſonſt, und lacht; und ich ſage voll Nachdruck:
Wer zu hören kein Ohr ſelbſt hat, der glaubt nicht daran.
Sind ſie denn wirklich gefällt mit der Axt die hohen Dryaden?
Mähet das weidende Schaf auch die Napäer mit ab?
Und wenn die Götter vielleicht uns verachten, ſo wären des Hains
Flüſternde Wipfel verſtummt? Stumm der geſchwätzige Bach?
Iſt denn die Sprache des Sturmes ſo leiſ', und der leuchtenden Wolke?
Haben nicht Sänger das Lied ſterbender Blumen gehört?

Einſt, (nur Ein's ſtatt Aller,) es war um die Gleichen des Herbſtes,
Führt' mich die Straße zur Stadt Peters den Peipus entlang.
Reizlos liegt der unendliche See, beſchwerliche Pfützen
Streckt er herüber und ſchlämmt läſſig dem Reiſenden nach.
Rings umſtarrt ihn verächtlicher Sand; kein flatternder Sylphe
Reſt in der Stille der Nacht mit dem verwaiſten Triton.
Düſter wurzelt nur hie und da die einſame Fichte,
Welche zu ſchwerem Exil hieher Sylvanus gebannt.
Weitweg trug ſein Haus der geduldige Menſch, nur im Nachen
Kehrt er mit Angel und Netz feindlich zuweilen zurück.
Wahrlich mich trübte des See's melancholiſches Bild, und ich drückte
Weiterziehend die Spur in den verödeten Strand.
Auch noch lang war der Weg zur Herberg'; nächtliche Dünſte
Quellen vom ſchwammigen Sand ſchon zu den Wolken empor.
Einſam war ich nun ganz in der undurchſichtigen Oede;
Siehe da malt in den Dunſt ſchwärzlich ein Felſen ſein Bild.
Und ich ſetzte mich nieder zu ruhen; es küßte die Welle
Sanft aufſchwingender Fluth ſchmeichelnd den alten Granit.
Sorglich begießet ſie ihm des Mooſes aufſchwellendes Polſter,
Trägt ihm, ſcheckig bemalt, Muſcheln und Kieſelchen zu.
Lange betrachtet' ich ſinnend das kindiſche Spiel, und die Thräne
Innigſter Wehmuth rann mir von den Wangen herab.
Meiner Kinder gedacht' ich, ich dachte der traulichen Heimath,
Süßer Namen Muſik rief ich dem horchenden See.
Ach wie ſind ſie ſo fern die ich liebe! der finſteren Zukunft
Schleier wie dicht, und der Sphinx neueres Räthſel wie ſchwer.
Aber von fern erhub ſich der Wind, mit dumpfem Gemurmel
Wölbte der ſchwellende See dunklere Waſſer heran,
Lauter umrauſchte die Brandung den Fels, mit ſprützenden Wellen
Netzte des drängenden Schwalls Fülle mir häufig den Fuß.

Und es entſchwoll der Tritonen Geſang; die ziehenden Wolken Grüßte das traurige Lied:

Deren Hauch in ſchönern Zonen
Ueber Blüthenkelche glitt,
Wolken, bringt ihr den Tritonen
Keinen Gruß der Sonne mit?

Ihrer Schöpfung ſtolze Zeugen
Sah ſie ſcheidend untergeh'n,
Wird ſie den geliebten Leichen
Nimmer wieder auferſteh'n?

Ufern, die ſie blühen lehrte
Gönnt ſie nun den ſchönen Lauf;
Weckte, wenn ſie wiederkehrte,
Wohl auch unſre Blumen auf?

Aber die Wolken die flohen.
Weithin floh der begleitende Wind; in nächtlicher Stille
Löſten verhallend des See's ſchweigende Fluthen ſich auf.
Ruhig umfing ihn die ſammtene Nacht, mit ſilbernen Blümchen
Streckt ein ſtarrender Kranz ſtill an dem Saume ſich hin.
Nur ein Wallen vernimmt man von fern; dort gießt die Narowa
Immer fließend, des See's Urne gemach in das Meer.

Die Wachtel.

(Leicht umgearbeitet nach einem Tyroler Volksliede.)

1810. St. Petersburg.

Hört wie die Wachtel im Grünen ſchön ſchlägt!
Lobet Gott! lobet Gott!
Auf ſie von Freude bewegt.
Liebend munter in dem grünenden Feld,
Fernher das Wachſen der Früchte vermeld't,
Rufet zu allem mit Luſt, und mit Freud':
Dank ſei Gott! Dank ſei Gott!
Der mir gegeben die Zeit.

Morgens, noch eh' gar vergangen die Nacht
Guten Tag, guten Tag!
Auf ſie ſehen, wartet und wacht.
Geht dann die Sonne auf, ſo jauchz't ſie vor Freud',
Schüttelt die Federn, und ſtrecket den Leib,
Wendet die Augen dem Morgenlicht zu:
Dank ſei Gott! Dank ſei Gott!
Der mir gegeben die Ruh!

Wenn ſich der kühle Thau nochmals verbreit't
Iſt mir naß! iſt mir naß!
Zitternd ſie alſobald ſchreit.
Flehend zur Sonn' die Stimme ſich kehrt,
Daß ſie auch ihr von der Wärme beſcheert,
Laufet zum Sande und ſcharret ſich ein,
Hartes Bett! hartes Bett!
Sagt ſie, und legt ſich darein.

Kommt dann der Waidmann mit Hunden und Blei,
Fürcht' mich nicht; fürcht' mich nicht.
Liegend hier, niemand ich ſehen'.
Steht nur der Waizen, und grünet das Laub,
Ich meinen Feinden nicht werde zum Raub;
Aber die Schnitter mit Sichel und Stein,
Gott erbarm! Gott erbarm!
Reißen mein Obdach mir ein.

Kommen die Schnitter, ſo rufet ſie keck:
Tritt mich nicht! tritt mich nicht!
Duckend zur Erde geſtreckt.
Räumt der mähenden Sichel den Plan,
Weil ſie ſich nirgends verbergen mehr kann;
Findet nicht Nahrung, noch Schutz mehr darin,
Harte Zeit! harte Zeit!
Ruft ſie, und flieht dahin.

Rauſcht nun die Steppel im ſtürmiſchen Wind,
Alles leer! alles leer!
Schaurig der Winter beginnt.
Schickt ſich zu wandern weit von hier fort
An einen andern wohl fröhlichern Ort;
Wünſchend indeſſen dem Lande noch an:
Gott mit Dir! Gott mit Dir!
Fliegt ſie in Frieden Berg an.

Zum 10jährigen Hochzeitstage des Herrn v. E.

Am 10. November 1810.

Von den Freunden des Hauſes.

Auf den Markt in bunten Fluthen
Drängt ſich Alt und Jung herbei,
Steht, und gafft in alle Buden
Wo das Beſte wohlfeil ſei?
Schwere Zeiten! alles theuer!
Alles über Span und Werth!
Brot, und Reck, und Wein und Feuer
Hafer, Heu und Steckenpferd.

Und zu Abend, ſammt den Sorgen,
Kehrt das Marktgedräng' nach Haus,
Calculirt, und zieht am Morgen
Wieder auf den Markt hinaus.
Und mit Noth, vielleicht mit Beute,
(Wer es kann, und wer ſie mag)
Endet morgen, ſo wie heute,
Allemal der Werkeltag.

Wenn der Bienen Tafelrunde
In den Strauß der Linde taucht,
Und geſellig, Mund am Munde,
Aus der vollen Blüthe ſaugt:
Schlägt in Hütten, wie auf Thronen,
Um die Ehr' und um das Brot,
Höflich, oder mit Kanonen,
Unſer Eins einander todt.

Kömmt der Sonntag, und die Gäſte
Sollen ſich zuſammen freu'n:
Fehlt's am Gotte zu dem Feſte
Und am Bruderkuß zum Wein.
Jubelts auch von Lärm und Scherzen:
Vivat! und: Herr Bruder, trinks!
Blicket doch in finſtern Herzen
Einer rechts, der And're links.

Wohl hat's Mancher ſchon erwogen,
Und, von Einſamkeit gedrückt,
Einen an die Bruſt gezogen
Und ſein Herz an ihm erquickt.
Doch, wie treu er ihm gehöre,
Wer, wie wir, noch fremder Pflicht
Dienen muß, der fühlt die Leere
Eines warmen Herzens nicht.

Und er ſchaut in ſeinem Sehnen
Forſchend in die Welt hinaus;
Aus dem Zarten, aus dem Schönen,
Sucht er gern ſein Glück ſich aus.
Doch der Fragen ſind ſo viele: —
Iſt ſie herzig? gut? getreu?
Denn die Luſt iſt bald am Ziele
Und zu fürchterlich die Reu!

Hat es einer falſch getroffen —
Armer Mann! es iſt geſcheh'n;
Wollen tragen, wollen hoffen,
Spielen und zu Gaſte geh'n.
Wollen beten, daß den Faden
Schneller Deine Parze kürzt;
Denn die heiligen Penaten,
Sind von Deinem Heerd geſtürzt. —

Aber Heil! und Fried' und Freude
Schalle bei der Becher Klang,
Wo ein glücklich Paar, wie heute,
Sich mit treuem Arm umſchlang!
Wo nach vieldurchprüften Jahren
Liebe noch um Liebe dient,
Und in ungebleichten Haaren
Noch der Kranz der Myrthe grünt.

Heil, bei Gläſerklang und Scherzen!
Allem, was da liebet, Heil!
Und aus ſchwergetroffnem Herzen
Löſe ſanft ſich Amors Pfeil.
Jedem ſchlimmen Mann verzeihen,
Der zu viel im Strohe ſcharrt;
Und der Hageſtolz ſoll freien,
Aber ja wie G.... hardt.

Heimweh.

1811.

Flügel! Flügel!
Wie Adler und Tauben,
Zärtlich, mächtig,
Girren und rauben,
Wie des Herzens Gelüſt mich bewegt.

Flügel! Flügel!
Von mir die Arme,
Daß in dem Flamme
Mein Herz erwarme,
Daß mich von dannen mein Fittig trägt!

Glänzend, ſchimmernd,
Melodiſch, ſchwingend,
Frei und freudig
Die Nacht durchſingend,
Thalwärts ſtrebend und himmelwärts;

Fremd und ferne
Den Raum durchmeſſen,
Sonder Heimath,
Einſam, vergeſſen,
Nur in dem Buſen mein altes Herz!

Zum Geburtstag Ihrer K. H. der Frau Herzogi Antoinette von Würtemberg.

(Morgens vor ihrem Erwachen im Vorzimmer von vier Stimmen mit Begleitung geſungen.)

1811. Libau in Curland.

Wecke freundlich Sie, o Lied!
Tief ſchon ruht im Meer verborgen
Nacht und Traum, und ſchnell entflieht
Eines Lebens kurzer Morgen.

Und des Mittags Strahlenplan,
Bald iſt ſeine Zinn' erflogen,
Und ergrauend ſinkt die Bahn
Wieder in die ſtillen Wogen.

Freudig ſteigt die Sonn' empor,
Ruft mit ihrer Anmuth Blicken
Selbſt die Blumen ſich hervor,
Die zu ihren Füßen nicken.

Und ihr folgt bis in den Tod
Wem ſie Licht und Wärme ſchenkte,
Und ein langes Abendroth
Bleibt, wo ſie den Fittig ſenkte.

Gletſcher Inſel.

1812. St. Petersburg.

Siehſt Du lächelnd mich an, woher ich die Weisheit genommen,
Wie der Betrübte den Scherz alſo des Lebens verſteht?
So verwundert, vom Froſt erſtarrt, ſich der Wand'rer der Alpen,
Wenn er, von Gletſchern umbaut, findet das blumigſte Feld.
Wie ein Inſelchen grünt's im Meere von Schnee; in Gebirgen
Hängt's an Zacken von Eis in dem unwirthlichen Schooß.
Längſt ſchon hat er Blumen nicht mehr; hier ſtehen ſie alle,
Wie ſie das lauchſte Land ſonſt nur in Thälern gebiert.
Denn mit Zacken bewehrt, umſchirmt das Thälchen der Gletſcher
Mauer, nicht Eurus Gewalt läßt ſie, noch Boreas ein.
Nur die Strahlen der Sonne empfängt ſie, in Frühlingsregen
Löſ't ſie des fallenden Schnee's weichliche Flocken ſogleich,
Und die Wärme, ſie brütet auch hier, wie überall, ſegnend,
Mitten im Todesgefild Blumen und Wohlgeruch aus.
Ja der Gletſcher, er bricht mit Verdruß die Wohlthat der Sonne
Selber dem Fremdling zurück, nähret ſich ſelber den Feind.
Ach, ja wohl iſt das Leben ſo kalt, von eiſigen Stürmen
Rund umweht, und auf's Herz fällt und auf Locken der Schnee.
Doch es grünet auch hier, o Freund, ein wirthliches Plätzchen,
Wo vor Allem gedeiht, feurig, die Rebe des Weins.

Von der Wärme gezeugt, der heimlichen, zeuget er Wärme
Gießet ſie feurig zurück, und in den Bergen entblüht's.
Sucheſt du Blumen, hier lad' ich dich her, hier ſtehen ſie alle,
Wie ſie das üppigſte Glück nur in der Sonne gebiert.
Roſen vor allen; nicht eine nur, hundert, die grünende Myrthe
Streckt durch das rothe Geflecht zärtlich die Zweiglein hervor.
Epheu umarmet den Baum, und folgſt du dem Schatten der Hain
Sieh'ſt du den Lorbeer, und flicht'ſt dir um die Stirne den Zweig.

An die Blumen.

1812. Witebsk.

Als ich Euch, ihr holden Blumen, pflanzte,
Wollt' ich bunt mein liebes Gärtchen ſchmücken;
Um den Fuß der weißen Marmorbilder
Sollte mir ein zarter Teppich blüh'n,
Lieblich zwiſchen hin und her zu wandeln.
Aber ach! wie ſeid ihr aufgeſchoſſen!
Kaum noch mit dem Kopf' aus all dem Kraute
Können die betrübten Muſen gucken.
Amor ſteckt, der Kleine, tief im Graſe,
Muß den Pfeil nach ſchlechten Würmchen zielen;
Flora ſelber ſteht beſchämt und bange
In dem Schwarm der ungezog'nen Ranken,
Die ihr wuchernd über'n Kopf gewachſen.
Und ich ſelbſt erſt, Schande! wate ſtelzend,
Ich der Gartenherr in meinem Garten,
Muß, den Fuß oft im Geſtripp verfangen,
Von den Grannen im Geſicht gekitzelt,
Wie ein Schiffer mitten in dem Meere
Oft mich fragen, wo ich hingehöre?

Soll ich Euch die Sichel fühlen laſſen?
Soll ich Euch die ſcharfen Bärte ſtutzen?
Soll ich meiner Muſen Ausſicht mähen? —
Blühet, blühet ruhig euer Leben!
Deckt ihr doch, indeß ich forſchend wate,
Eurer Männchen, eurer Weibchen Treiben
Sinnig oft und feuchten Blicks belauſche,
Deckt ihr doch, was neben, vorn und hinten
Uebel hergeht, zu mit euren Blättern
Schlagt um meinen Tritt ein ſtilles Läubchen,
Daß ich immer traulich einſam wand'le
Und ihr heil'gen weißen Marmorbilder,
Wenig Monden, und die kalten Winde
Wehen donnernd Euch von Haupt und Buſen
Dieſer feindlichen Geflechte Ranken,
Und aus braun dahingeſtreckter Stoppel
Hebt ihr Ewigen, die nie veralten,
Glänzend Eure herrlichen Geſtalten.

Staarmätzchen *).

1812. St. Petersburg.

Es ſitzt der Staar am friſchen Morgen
Im Käfig, ohne Muth und Luſt.
Ein alter Traum poet'ſcher Sorgen
Hebt ſeufzend ſeine graue Bruſt.
Von Staaren, die gen Süden zogen,
War wohlgemuth und leichtbewegt
Ein munt'rer Schwarm vorbeigeflogen,
Hatt' ſeine Wehmuth aufgeregt.

Wie anders, als ich froher Junge,
Von Gottes hellem Licht beſonnt,
Mit meiner ungeſtutzten Zunge
Noch nichts von ABC gekannt!
Wie mocht' ich Dich, Natur, verachten,
Da ich ein Staar von Herzen war?
Denn all' mein Wiſſen zu betrachten,
So bin und bleib ich doch ein Staar!

*) Vielleicht ein Sinnbild des eigenen Lebens des Dichters.

Zwar zier' ich in dem neuen Orden
Mit guter Art den Ehrenplatz,
Bin sonder Arbeit feist geworden
Und Jedermann grüßt Doctor Matz!
Allein in diesen Gitterwänden,
Muß nicht des Lebens enger Kreis
Sich ewig nur in Phrasen wenden,
Von denen, ach! mein Herz nichts weiß?

Und meine angebor'ne Stimme,
In der ich einst mich glücklich schrie,
Ist jetzt sogar an mir das Schlimme,
Ist, wie man's nennt, der Rest vom Vieh.
Soll ich in meinem Stand gedeihen,
So muß ich, selber schier vertaubt,
„Ich bin ein schöner Staarmatz" schreien —
Bis man's vom vielen Hören glaubt.

Wie fühl' ich's tief, daß alle Größe,
Die mich in diesen Gittern schmückt,
Mich weniger als jene Blöße,
Als jene Einfalt mich beglückt!
O heimathliche Buchenkronen,
O Zweige, die mein Glück getheilt,
Dürft' ich noch einmal Euch bewohnen,
Von aller Eitelkeit geheilt!

So facht und nährt im wunden Buſen
Der gute Vogel ſeinen Schmerz,
Schon weihet er Natur und Muſen
Von Neuem ſein geheiligt Herz.
Er zieht den Hals bis in die Hüfte,
Bläſt traurig ſein Gefieder auf,
Und ſtreckt den Schnabel in die Lüfte
Nach ſeinem ſchönen Ziel hinauf.

So hatt' er lange ſchon geſeſſen
In ſeinem guten Plan beſtärkt,
Als er zum Saufen und zum Freſſen
Den alten Appetit vermerkt.
Für Gretchen war er nicht zu Hauſe,
Als ſie, ſein Futter in der Hand,
Den kranken Vogel in der Mauſe
Und Hunger für ihn räthlich fand.

Er hüpft vom Becher zu dem Kaſten
Und findet alle Winkel leer,
Und müd' vom Denken und vom Faſten,
Ruft er das liebe Gretchen her.
Sie kommt und ſchmeichelt ihrem Schätzchen,
Und küßt und koſ't und pfeift ihm vor:
„Pipi, ich bin ein ſchönes Mätzchen“ —
Doch Matz iſt ſtummer als zuvor.

„Was ſoll ich mit dem Schlucker machen?
Ich glaub' der Unhold hat den Pips!
Staarmätzchen, folg'! 's iſt nicht zum Lachen,
Parire — oder es giebt Stripps!
Nun! Soll der Hunger Dich kaſteien?“
Was ſoll er thun? er muß um's Brod
„Ich bin ein ſchöner Staarmatz“ ſchreien,
Und wird's nun wohl bis an den Tod.

An Julchen von A.

1812.

Lulu hat eine Nachtigall
Vor ihrem Fenſter hangen;
Nach deren ſüßem Liederſchall
Sie trägt ein hold Verlangen.

Läßt Nachtigall bei Mondenruh'
Nun ihre Stimm' erſchallen,
Da ſind Lulu die Aeuglein zu
In ſüßen Schlaf gefallen.

Grau Tuni muß in ſchmalem Raum
Sich nach den Federn ſtrecken,
Wenn Schlaf und Traum mit Eiderflaum
Die ſtolze Herrin decken.

Will nun die Herrin bis zum Ball
Mal lange Weile plagen;
Soll Knall und Fall grau Nachtigall
Herbei und Stückchen ſchlagen.

Ach, da, wie ſitzt ſie ſo vermummt
In ſtruppigem Gefieder!
Schlägt halbverdummt und ganz vermummt,
Die trüben Aeuglein nieder.

Lulu, ſie zürnt, Lulu ſie ſchmält:
Haſt Du das Lied vergeſſen?
Was ihr nur fehlt? Ei! was ihr fehlt?
Du giebſt ihr nichts zu freſſen!

Epigramme.

1812.

Wahrlich, mir fällt es nicht ſchwer, das Unrecht der Menſchen zu tragen,
Hunger, Durſt und Gefahr. Aber ich bin mir ſo ſchwer!

Jene Glücklichen, ſind ſie denn weiſer als Du, und gelehrter?
Beſſer? geſcheidter? Ach nein, aber ſie kennen ſich nicht.

Das iſt der Segen des Weins; er kann das Glück nicht verbeſſern,
Aber den forſchenden Blick läßt er in ſich nicht hinein.

Lachen kann man der Thorheit, die Bosheit bedauern, verachten
Spott und Noth; doch was fängt mit ſich ſelber man an?

Könnt' ich dem Maler gleich, des Lebens Skizzen zerreißen,
Bis mir die rechte gelingt! Jetzt vertuſch' ich umſonſt.

Lieber, Dein Kind iſt noch klein, o denk' noch nicht an die Farben,
Zeichne mit leiſeſter Hand nur den geſunden Contur.

Sehnſucht in die Ferne.

1813. St. Petersburg.

Da ſind Pferde zur Reiſe! an dieſem verdroſſenen Schritte,
An dem Geſtrick, an des Knecht's Lappen erkenn' ich die Poſt.
Ach! wer iſt's? der Glückliche! fort in den Süden, ins Freie
Führet ſein Weg, ſchon ſtrebt freudig von dannen ſein Geiſt.
Und ich muß hier ſitzen, erfrierend im kalten Palaſte,
Gold und Marmor und Eis, alles von Midas berührt.
Gute Göttin! Ihr Lüfte! Ihr Genien, wie ihr nur heißet,
Die nicht raſten, die ſtets reget der freie Beruf,
Nehmet mich mit! ich will euch dienen, will fromm ſein und ſtill
Oder brauſend und laut, wie es die Stunde verlangt.
Fort nur immer! nur fort; an nächſter Stelle wird's anders,
Gut an der weitern vielleicht, oder am Ende wohl nur —
Aber der ſehnende Geiſt, er ſtrebt in die Ferne vergebens,
Nicht die Stelle gewährt, ſondern die Freiheit die Ruh'.

Flora.

1814. St. Petersburg.

Freilich iſt es bekannt, ein Mädchen hab' ich, und Stunden,
Tage und Nächte vergeh'n in der Gebieterin Dienſt.
Stets vollzieh' ich getreu nach Schäfer Weiſe, was ſie will,
Selbſt von der amtlichen Pflicht mancherlei ſchmeichelt ſie ab.
Dieſer und Jener verdenkt mir's, und viele ſprechen: die Dirne
Hat's ihm angethan, die mit dem Sonnengeſicht
Ihm dem Dichter, dem Schönheitsſchmecker, dem Keine auf Erden
Schlank und ätheriſch genug je zu erſcheinen gewußt.
Rund iſt ſie freilich ein wenig, und voll; doch fehlt ihr die Friſche
Nicht des Roſengeſichts? nicht das geringelte Haar?
Achtet ihr Städtiſchen nicht die köſtliche Einfalt der Sitten?
Trankt ihr von friſcherem Mund ſolch' balſamiſchen Hauch?
Flora heißt ſie, welch' reizender Name, mit Blumenguirlanden
Fröhlich ſpielend, bekränzt ſie mir das duftende Hirn.
Etwa die Eiferſucht iſt's, der alte Fehler, womit ſie
Mir zuweilen, ja oft, Leben und Treiben erſchwert.
Wie ſie's machen? ihr wißt's ja alle! ſie gleichen ſich alle;
Neben ſich mögen ſie nichts dulden, was gleichfalls gefällt.
Und dem holden Frieden zu lieb (wer ſucht nicht den Frieden?)
Bleib' ich einſam daheim, habe dem Schwärmen entſagt,
Habe den alten Bekannten, Valet den Freunden gegeben;
Flora iſt immer bei mir, gehet mit mir zu Bett.

Freunde, hier ſind wir allein; ich will's nur ſagen, ſo völlig
Glücklich bin ich wohl nicht, als ich mich manchmal geſtellt.
Denn unleidlich iſt jegliche Tyrannei, und ich gelte,
Brüder, am eignen Heerd, gelt' ich, der Hausherr nichts mehr.
Will ich nicht immer mit ihr in Blumen ſpielen, ſo ſchmollt ſie,
Weint, wenn des Unmuths Gewalt mich unterweilen ergreift,
Nennt mich den Undankbaren, den Flatterhaften, den Schwärmer
Droht mir, wenn ich mit Ernſt murre, mit ſchimpflichem Spott.
Ja es giebt der Leiden wohl viel, doch dünkt mich vor allen
Geht nichts über die Noth, unter'm Pantoffel zu ſein!
Ach! mir war es wohl anders geboten! mir wollte der Vater
Wohl, und die Töchter, die neun, alle ſie hatten mich gern.
Niemals werd' ich der Tage vergeſſen, der köſtlichen Stunden
Die Melpomene mir, die mir Thalia geſchenkt,
Nie Euterpe's Geſang, noch all' des reizenden Wechſels
Der mit nie alternder Luſt damals mein Leben verſchönt!

Morgen-Epiſtel.

1819.

Brachte mir — hätt' ich's geträumt? — zu Abend oder zu Nacht nicht
Wer ein politiſches Blatt, worin die gebildeten Stände
Meine Meinung begehrt von dem, was alle Gemüther
Jetzt in Maſſe bewegt, ihr deutſches Recht zu verwahren?
Hab' ich's geträumt, Ihr Freunde, verzeiht! im Ernſte, das Blatt iſt
Nirgend, weder im Pult, noch auf dem Tiſche zu finden,
Unter Fichte' und Schiller und Göthe's weſtöſtlichem Divan,
Wo wohl leichtlich ein Blatt, das kommt und geht, ſich verſteckte.
Dennoch, ſo gut ich ſie weiß, bekenn' ich immer zur Antwort,
Streitigen Fall's, mich ſchuldig, und ſchicke ſie freundlich an Cotta,
In das Blatt ſie zu ſchließen, womit er die Stunde des Morgens
Würzet, bevor ein Leſer beſchließt, was heute zu thun ſei.
Gleich der Sonne, der Abkunft gedenk — denn jenſeit des Oxus
In dem Aufgangsland, wo Naſami's Lieder und Hafis's
Einſt getönt, iſt der Deutſche geſtammt; und wanderte nordwärts,
Weſtwärts auch (ihr wißt's) bis hin zu den Polen der Erde,
Ueberall heimiſch und nirgend; und jetzo wandert der Deutſche
Nach Amerika aus, auch dort von dem Lichte der Sonne —
Ja, von der Sonne: gleich ihr, ſag' ihr, die nimmer zur Ruh geht,
Liebt er Morgens zuerſt ſich rings die Welt zu beſchauen,
Eh' er ſich ſelber bedenkt, und ſeines Marktes Beſorgung.

Tönet auch mein Lied, Welchen des See's, der zwiſchen den
Sich der Donau, des Rheins, der Elb' und Weſer geſetzt h
Als, im Oſten entquollen (wo über den heiligen Fluthen
Selber der Geiſt geſchwebt, der Göttliche), weiter und weite
Sich der Germaniſche Strom ergoſſen, nach allerlei Richtung
Mächtige Wogen verſendend, bis hier in Mitten Europa's
Er die Tiefen erprobt, allwo ſich zu ſammeln ihm wohl ward
Alſo hat er mit Kraft, freiwählend die dunkelnde Heimath,
Frei ausſtrömend umher, dem Herzen vergleichbar, das rings
Bis an die Gränzen des Leib's die ſchlagende Welle verſende
Sich erworben ſein Recht, in heiliger Mitte zu wohnen,
Daß zum Aeußerſten hin ſein ſonniges Leben ſich künde.
Budha ſorget und Wodan wacht an der offenen Schwelle,
Haben den Römer verjagt, und gedämmet dem weſtlichen Einb
Daß barbariſcher Schlamm die ſilbernen Fluthen nicht trübe.
Sagt, bekümmert's das Meer, ob fernher ſauſender Sturm es
Schüttle? ob ſchnappenden Maul's die Fluth ihm Fiſche durchkre
Ob ihm Nachen und Schiff auf blauer Welle ſich wiegen?

Wie der erquickende Thau, verſagt vom ehernen Himmel,
Nun am bewölkten Tag zu Regenmaſſen ſich ſammelt;
Alſo geſtaltet ſich wohl des Lebens Form; doch dahin iſt
Ihm die Heit're des Tag's, zu Nacht ihm die ſternige Tiefe.
Zwar dem Nachbar umher, der ſelbſtzufrieden einhergeht,
Gleich als hab' er allein des Volksthums Räthſel begriffen,
Ward des Lebens Gewinn in ſtehenden Formen gewonnen,
Wort wie Verfaſſung, und Sitte wie Kunſt vom Stempel getro
Daß ihm, bewahren die Form und Leben bewahren, daſſelb' iſt.
Siehe! das iſt ſein Recht, und Keiner mag es beneiden.

Höher geſtellt hat der Deutſche ſein Recht: Die Freiheit des Lebens,
Nimmer beſchwert von der Form, in allerlei Umriß des Aeußern
Frei ſich bewegend; der Seele gleich, die allerlei Körper
Gleich belebend bewohnt, gehemmt nur von eigener Schranke. —
Doch es hat mir ein Mann dieß Mährchen erzählt von der Seele:
Einſt, anblickend die Form, die wohlgeſtalte, des Leibes,
Wie ein jegliches Glied, gefaßt in zierliche Formen
Mit Effect ſich bewegt, indeß ſie ſelber, geſtaltlos,
Tief in Dunkel gehüllt von keinem Auge gewahrt wird;
Schaute die Seele mit Neid, und ſprach: auch ich will erſcheinen
So in Geſtalt wie jener, und will nicht ſchlechter denn er ſein.
Sprach's, und ſammelte flugs den Kopf, den runden, ſich oben,
Blies auf d'runter die Bruſt und (lächelnd) den bauchigen Magen,
Schickt' auch zwei Arme heraus, und Beine womit ſie dahinſchritt.
Alſo wandelt nach Nürnberg ſie, und ſtellt ſich dem Meiſter;
Spricht: jetzt male mich ab, auf daß die Welt mich erkenne.
Und der Meiſter vollbringt's, und ſchreibt noch, damit es gewiß iſt,
„Anima" d'runter „die Seele". Im Orbis pictus bis heute
Iſt das Entſetzen zu ſeh'n. Doch kaum die Unſterbliche ſieht es,
Hocherglühend vor Scham zurück in die Hülle ſich taucht ſie,
Still ſich ihrer bewußt, und will nicht fürder geſeh'n ſein.

Am Heuleſte des Landvolkes der Frau Herzogi Antoinette von Würtemberg.

Ueberreicht den 2. Juli 1820. Roſenau bei Coburg.

Endlich wieder ſei einmal
Hohe Frau willkommen!
Biſt durch Länder ohne Zahl
Unterweil gekommen;
Doch Dir mag (Du biſt bekannt)
Wieſenduft im Vaterland
Ueber alles frommen.

Roſen, die auf unſ're Au'
Gute Engel ſtreuen —
Sonſt gewahrſt Du, Hohe Frau,
Freilich nichts des neuen;
Alles noch wie damals; Flur,
Sitt' und Herzen und Natur
Deines Land's des treuen.

Und wieviel auch dort und hier
Böſes mochte walten,
Daß es ſchien als wolle ſchier
Glaube nicht mehr halten,
Haben ſtill wir fortgebaut —
Und Gottlob, wie wir vertraut,
'S iſt beim Guten Alten. —

Seufzten ſchon im blöden Sinn
Bei dem ſchweren Regen,
Alles, Alles ſei dahin,
Feſt und Erndteſegen —
Sündlich iſt des Menſchen Wahn!
Und wie ſchallt vom Erndteplan
Luſt Dir nun entgegen!

Aber ach! mußt wieder fort,
Kannſt bei uns nicht weilen —
Nun ſo nimm ein ſchönes Wort
Mit in ſchlichten Zeilen:
Unſer Gott, der treue hier,
Gute! ſei auch fern mit Dir
Ueber tauſend Meilen.

Bei einem Regen, nach vorhergegangener Dü

1820. Coburg.

Waſſers genug, es quillt und fließt
In Neptuni Schenken,
Was da durſtet, ſproßt und ſprießt
Allezeit zu tränken;
Daß der Kohl in Blumen ſchießt
Topfweis zu verſchwenken —.
Dennoch ſtirbt die Saat; du ſiehſt
Sie die Häuptlein ſenken,
Denn nur was vom Himmel fließt,
Kann die Erde tränken.

An Frau von St. mit einem Fächer.

6. Auguſt 1820.

Wahrheit iſt ſpärlich!
Die Welt voll Schächer!
D'rum iſt ein Fächer
Dir unentbehrlich.
Von all' dem Winde,
Den, ach! wir Schwachen,
Wir arme Schüſtchen
Nun einmal machen,
Die beſten Lüftchen
Zur Kühlung linde
Dir zuzufächeln;
Durch feiner Stäbe
Schildpat-Gewebe
Und Gitter-Zwinger
Siehſt Du doch immer
Dem ſchlimmſten Sünder
Was durch die Finger.
Will auf dem Eiſe
Der Recke tanzen,
Weiß mit dem Ganzen
Ein Frauenzimmer,

Zwar unter Lächeln,
Doch ſtreng und weiſe,
Den langen Hanſen
Und jungen Laffen
Schon zu kuranzen.
D'rum, mein Philippchen,
Sei etwas ekels,
Und ſtatt der Püppchen
Und andern Trödels
Nimm dieſe Waffen!

Am Krönungsfeste Sr. Majestät des Kaisers Nicolaus des Ersten.

Moskau am $\frac{22. \text{ August}}{3. \text{ September}}$ 1826. *)

Die Lyra klang — wie wenn in flücht'gem Raub
Ein Morgenstrahl an Memnons Säul' erglänze.
Um die erbebte wallt der graue Staub,
Und sie umspielen leise Schattentänze.
Ergrünend schwillt das längst verwelkte Laub
Um sie empor, der alten Eichenkränze —
Und jubeltönend liegt nach langem Harme
Sie wieder mir im jugendlichen Arme!

*) Tag der Krönung S. M. des Kaisers Nicolaus I. Der majestätische Zug bewegte sich in dem abgeschlossenen Raume zwischen der Erzengel- (Michaelis-), der Verkündigungs- und der Himmelfahrts-Kathedrale, in welcher letztern die Krönung selbst vollzogen wurde. Die, drei Abende nach einander wiederholte, Erleuchtung des Kreml's, begünstigt von dem schönsten Wetter, bot ein Schauspiel dar, das, der eigenthümlichen Architektur dieser mitten in der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Czarenburg wegen, nirgend seines Gleichen haben kann. Die ganze Ringmauer sammt den sie umgebenden gartenähnlichen Anlagen, die Hauptgebäude und gegen vierzig größere und kleinere Thürme im Innern der Burg, von unten bis zur Spitze auf das reichste erleuchtet, bildeten eine einzige Lichtmasse, die, von dem dunklen Boden gleichsam abgelöst und sich in die Nacht erhebend, über die ungeheure Stadt wie eine strahlende Aegide schwebte.

Wir ſah'n den Brauttag an der Moskwa Strand,
Da Rurik's Helden um die Krone warben;
Da eine Stadt, wie ſie, in Feuer ſtand,
Umjauchzt von ihrem Volk voll Blut und Narben,
Ein Flammenopfer für das Vaterland,
Den Himmel wirbelnd ſeine goldnen Garben,
Von dem, ſo weit hinaus ſein Glanz ſich malte,
Die Glut zugleich in alle Seelen ſtrahlte.

Und überall Trophäen aufgehangen,
Denn Aller war der Sieg, wie einſt die Schmach.
Und weithin ſtrahlt auf tauſend glüh'nden Wangen
Der Wiederglanz des hohen Nordſcheins nach;
Ja, lange noch, da es ſchon untergangen,
Und längſt herein ſchon nächt'ges Dunkel brach,
Da brannten ſolchem Feſt noch Feierkerzen
Dort im Pallaſt; hier in der Bruſt die Herzen.

Doch wir vor Allen, die mit ſeinem Glanze
Zunächſt der Strahl der Feuertaufe traf:
Die Jubelnden, nach Sang, Pokal und Tanze,
Der freie Herr, wie der befreite Sclav;
Der Sieger ſelbſt mit ſeinem Lorbeerkranze —
Uns all' umfing zuletzt der ſüße Schlaf;
Getroſt in uns, daß, wachend über Alle,
Die hohe Bahn das Auge Rußlands walle.

Denn wie, allein ins Lichtmeer ſich verſenkend,
Wann längſt ſich Nebel um die Welt geballt,
Was er empfängt, nur ſeiner Erde ſchenkend,
Der ſtille Mond um ſeine Erde wallt,
An unſichtbarem Band zugleich ſie lenkend,
Gewebt aus Mild' und himmliſcher Gewalt;
So Allen wachte, ſegnend mit einander,
Ob unſerm Haupt „geſegnet" Alexander.

Da ſiehe! ſilberhell erglänzt der Oſten;
Vorüber iſt die Angſt, der Tag bricht an.
Beglückte wir, die aus den goldnen Pfoſten
Den jungen Gott des Tages treten ſah'n!
Da ward uns leicht! und Saat und Blumen ſproßten.
Wohin Er trat auf ſeiner Morgenbahn;
Und vor dem Blick aus Seinem Auge nieder,
Zur ew'gen Nacht der Hölle fuhr die Hyder.

Und Alles jüngt am neugeſchenkten Morgen,
An ſolchem Tag, ſich freudig an die Bruſt;
Denn jeder iſt, noch geſtern trüber Sorgen,
Heute, nur ſeiner Hoffnung ſich bewußt.
Und Alles eilt, ſein Tagwerk zu beſorgen
Mit neuem Muth und neuer Lebensluſt;
Wie Schiff' auf Strom und Meer, den Eisbefreiten,
Der Himmelsluft die Segel ſtrebend breiten.

Auch Dir, mein Saitenſpiel, erblühte wieder,
Nach tiefem Schlaf, ein goldner Morgentraum.
Ein Engel ſchwebt auf Moskwa's Zinnen nieder,
Und kreiſ't drei Tempel ein mit Mantels Saum.
Ein Haupt blitzt auf, ein Herz ſchlägt durch die Glieder,
Und lebend thront's auf dem geweihten Raum,
Der abgelöſt, geballt zu lichter Wolke
Sich ſtrahlend hebt, und leuchtet allem Volke.

Und von dem Strahl erwachen Deine Saiten.
Was Dir im Traum erſchienen, es iſt wahr!
Ich ſah' es ſelbſt: das Haupt, das Herz, durchſchreiten
Sah ich den Raum das Kaiſerliche Paar!
Und was Du ſieh'ſt die Strahlen-Flügel ſpreiten,
Der Phönix iſt es, Rußlands Doppel-Aar;
Denn heut' iſt, wie ein Geiſt aus Staubesbanden,
Aus ſeiner Aſche Moskwa auferſtanden.

An Adelbert v. Chamisso in Berlin, als er die Königliche Beſtätigung zum Akademiker erhielt.

St. Petersburg den 22. Juli 1835

(als Trinius an häufigen Kreuzſchmerzen und Chamisso an einem Bruſtübel litt).

Sei mir gegrüßt auf der erhab'nen Sproſſe,
Die Du im Pantheon Berlins erſtiegſt.
So war's doch mit der Kurtka *) keine Poſſe,
Mit der Du ſtaubig über Kräutern liegſt!
Denn auch wie hoch Du mit dem Muſenroſſe
Ob jenen Profeſſorenhäuptern fliegſt,
Das hilft vielleicht zu falſchem Ruhm auf Erden;
Doch nichts, um Akademiker zu werden.

Intrare dignus est — nicht wer die Naſe
Verzückt, verrückt, in blaue Lüfte reckt;
Wer unverrückt gebückt mit ſcharfem Glaſe
In Wieſ' und Feld die Naſ' im Gras verſteckt',
Wer Pollenform, den Quincunx und im Graſe
Der Mihl's nebenbei ſein Theil entdeckt,
Der iſt, wie Gott, — ein Schöpfer hier auf Erden!
Heil wer ſich bückt! er ſoll erhöhet werden.

*) Peter Schlemihl von A. v. Chamisso. 3te Auflage, S. 8.

So grüß' ich Dich; ſonſt Freund nur, jetzt Collegen:
Denn von den Typen, die in Auriks Reich
Des Amts des ABC in Muße pflegen,
Und vierundzwanzig Wiſſenſchaften gleich
Zum Buch der Weisheit ſich zuſammenlegen,
Bin ich der Type für das Pflanzenreich. —
Uns und den Pflanzen war's wohl nicht gelungen;
Doch unſre „Nobis" haben es gezwungen.

Denn laß uns nur geſteh'n — und unſre Richter,
Sie leſen auch ſo leicht nicht X für U —
Was thaten wir verbor, wir klare Lichter?
Was waren wir, Collega, ich und Du?
Wir mangelten des Ruhms! wir waren Dichter,
Und blauer Luft ging unſ're Laufbahn zu.
— Ja, falſchen Ruhm's; denn das was wir gedichtet,
Ward nur von uns und unſerm Gott gerichtet.

Die Wahrheit quell Dir aus dem off'nen Herzen;
Du ſangſt aus freier Seele, wie Du biſt.
Nicht unter Masken ſeitwärts einzuſchwärzen
Verſtand'ſt Du Deine Noth mit Göth'ſcher Liſt;
Du behielteſt nicht, was Dir beim Schein der Kerzen
Wie mir um Mitternacht erſchienen iſt. *)
Wie Echo klingt in meiner Seele wieder
Die heilige Verſöhnung Deiner Lieder.

*) Chamiſſo's Gedichte. 2te Auflage, S. 348.

Ich ſang die Wahrheit außer mir; ich kannte
Das hohe Ziel nur, um danach zu ringen,
Ich ſtellte Bilder hin, ob Geiſtverwandte
Den heil'gen Sinn vermöchten zu durchdringen.
Hinauf, hinweg wohin ihr Sinn ſie bannte,
Beſiedern, ſpannen wollt' ich ihre Schwingen.
Ich lauſchte wie Apelles hinter'm Rahmen —
Vorüber gingen ſchweigend, die da kamen.

Doch laß uns auch geſteh'n, wir waren froh!
Und waren froher, glücklicher als heute!
Was thaten wir? Zier' Dich nicht, nenn's nur ſo: *)
„Botaniſiren nennen es die Leute."
Gott weiß. — Was mich betrifft, mir iſt ein Floh
Seitdem geſetzt in meine beſte Freude!
Und krabbelt man mich auch mit Rang und Orden,
Ich war ein Burſch, und bin Philiſter worden.

Und was noch mehr, wir haben's wo verſeh'n.
Wir kämpften, ja! allein vielleicht mit Finten.
Das Alles kommt von Gott; — doch abzuſteh'n
In freier Fluth — im Netze ſich zu winden
Auf freier Flur — der Teufel läßt's geſchehn!
Genug, wir haben's nun: Du vorn, ich hinten.
Dir drückt die Bruſt, mir drückt die Laſt den Rücken,
Und welche Laſt! ſie wird uns noch erdrücken!

*) Chamiſſo's Gedichte, 2te Auflage, S. 348.

Du bat mein Freund, in Deinen guten Tagen
Zu laut geſchrie'n für eine Sängerbruſt *);
Mir rief der Herr, ſein Kreuz ihm nachzutragen —
Ich ... ſchämte mich — ich bin's mir, ach! bewußt!
Nun bin ich an mein eig'nes Kreuz geſchlagen,
Lebendig tot ... ſo trage was Du mußt!
Und laß uns nicht den Reſt von unſern Tagen
Vergiften noch durch Fluchen und durch Klagen.

Es wäre Selbſtmord! Sprich, und wen zu morden?
Zwei Akademiker ... wohl zu verſteh'n!
Wie viel Poeten iſt's ſo gut geworden,
(Nicht Piren kennt's ertreten, noch erfleh'n)
Als Akademiker durch Ehrenpforten
In Petri Hafen prächtig einzugeh'n?
Und, Adalbert! wie wollen wir im Hafen
— Sei's wie es ſei — ſo ſüßen Schlafes ſchlafen!

*) Chamiſſo's Gedichte. 2te Auflage. S. 335. 5tes Sonnett.

An die Gänſe.

1836.

Nachdem ich, wie jener Bauer beim Leſen durch eine Brille, meine Kakographie vergebens, erſt durch Stahlfedern (Spring-pens), dann durch Schildpat-Federn hatte verbeſſern wollen, und endlich herzlich verſöhnt zu den alten Gänſekielen zurückgekehrt war, war mir ein Dankopfer für dieſe in der Seele. *)

Theure Gänſe! Noch nicht laut zu ſprechen,
Hieße fühllos ſein bis zum Verbrechen!
Ihr Verkannte! was ihr leiſtet, ſeid,
Hab' ich Undankbarer erſt empfunden,
Seit ich euch, mit Stahl und Horn im Streit,
Auch im Sieg ſo brav, ſo gut befunden.

Langbein ſelbſt, der alles Vieh beſungen,
Meine Gänschen hat er überſprungen;
Aber wem, beim Blitz! fiel's damals ein,
Eure Dynaſtie elaſt'ſcher Poſen
Gegen Spring-Pens oder Kröten-Bein
Von dem tauſendjähr'gen Thron zu ſtoßen?

*) Aus dem Tagebuche des Verfaſſers. 21. März 1836.

Doch, ſo ſind die Männer! Nie zufrieden,
Unbeſtändig, trüben ſie den Frieden
Eig'nen Glück's durch ſtete Mäkelei,
Und auf einmal nun — nach tauſend Jahren —
Finden ſie, daß Stahl geſcheidter ſei,
Als die Gänſe aller Zeiten waren!

Ja, auch ich — mit ſchmerzlichem Bereuen
Sei's bekannt: ich hab' euch, ihr Getreuen,
Eben ſo verkannt auf kurze Zeit.
Ihr Getreuen? ob ich das ſo meinte?
Immerhin; wenn ihr's nicht einzeln ſeid,
Seid ihr's doch als ganze Gans-Gemeinde.

Freilich, — was nun nicht zu evitiren,
Immerfort an euch zu corrigiren, —
Oder ſchärfen, wann ihr häufig ſtumpf —
Oder Zähnchen-weiſen — oder, Gott behüte,
Abgenützt zu bald zum Beſenſtumpf —
Glaubt's nur Kinder, manchmal wird man's müde.

Aber wem das Schildpat einmal platzte,
Wer mit Spring-Pens eine Seite kratzte,
Eilt beſchämt zu euch zurück, wie ich.
Und in dem Gefühle zu geneſen
Von der Plackerei, erinnr' ich mich
Gleich, was ihr der Welt von je geweſen!

Nicht ins Capitol mich zu verlieſen,
(Denn wie manche Zions-Wächter ſchlieſen,
Hielt ſie nicht ein Gänschen gakkernd wach!)
— Die ein Gott auf unſ're Polſter ſtreute,
Jene Springkraft — o, wie hält ſie nach,
Vom Beginn der Zeiten bis auf heute!

Und wo ſtammt ſie her? Von Eurem Buſen —
Ja, die höchſte Gunſt der heil'gen Muſen,
Wer vermittelt ſie, als euer Kiel?
Und ſo ſchwingt auf euren Flügelarmen
Tags der Dichter ſich zum Sternenziel,
Nachts an eurem Buſen zu erwarmen!

Holde, Zahme, Simpelheit-Beklagte,
Denen Gott den eignen Flug verſagte,
Euch nur preiſ' ich, denn zum Bett nicht gut,
Nicht zum Schreiben, die nach allen Polen
Flatterluſtig ſchwärmt, die tolle Brut
Wilder Gänſe mag der Henker holen.

Aber Euch, wie viel hab' ich zu danken!
Den Geſunden, habt ihr, wie den Kranken,
Freundlich ſtets bedient mit Flaum und Kiel;
Als ich jung war, mit dem Flaumen-Buſen;
Nun ich alt, bekielt mein Saitenſpiel
Euer Fittig noch zum Dienſt der Muſen.

Druck von G. Reimer.

Bei G. Reimer in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Königin Bertha

von

C. A. Gruppe.

geh. 1 Thlr.

Shakspere's Macbeth

übersetzt

von

Aug. Jacob.

geh. 15 Sgr.

Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke.

In drei Bänden. 15 Thlr.

Jean Paul's ausgewählte Werke.

In 16 Bänden.

geh. 8 Thlr.

Heinrich von Kleist's ausgewählte Werke.

herausgegeben

von

L. Tieck.

Dritte geh. 2 Thlr.